This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

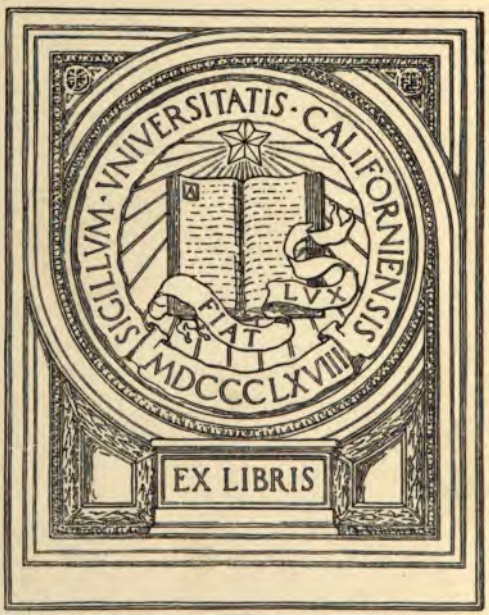
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 141 755

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Ueber
das Wesen des Gelehrten,
und
seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit.

UNIV. OF CALIFORNIA

In
öffentlichen Vorlesungen,
gehalten zu Erlangen, im Sommer-Halbjahre 1805
von
Johann Gottlieb Fichte.

11 Fichte 11

Berlin, 1806.
In der Himburgischen Buchhandlung.

B 284
114

Burdach

Vorrede.

Dieſe Vorleſungen machen keinen Anſpruch auf den Rang eines ſchriftſtelleriſchen Werkes, deſſen Bild ich in der zehnten derſelben aufzuſtellen mich beſtrebt habe; ſondern es ſind gehaltene Reden, welche ich abdrucken laſſe in der Vorausſetzung, daß ſie vielleicht noch dieſem und jenem nützlich werden könnten, der nicht Gelegenheit hatte, ſie zu hören. Mag man auch, wenn man will, ſie betrachten, als eine neue und verbeſſerte Ausgabe der vor zwölf Jahren von mir erſchienenen Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten, ſo gut, als ich unter den

M54029

gegebenen Bedingungen eine solche Ausgabe zu machen vermochte: und sollte es sich etwa zutragen, daß jemand nach der Weise der Verwaltung meines Lehrer-Berufs in Erlangen fragte, so hätte ich nichts dagegen, daß diese Vorlesungen für einen Bestandtheil der abgelegten Rechenschaft gälten. — Weiter habe ich hiebei dem lesenden Publikum, mit welchem mich zu unterhalten ich immer größeres Widerstreben fühle, nichts zu sagen. Berlin, im Jänner 1806.

Fichte.

Inhalt.

Inhalt.

Erſte Vorleſung.

Plan des Ganzen . . . Seite 1

Zweite Vorleſung.

Nähere Beſtimmung des Begriffs der göttlichen Idee . . . — 24

Dritte Vorleſung.

Vom angehenden Gelehrten überhaupt; insbeſondere vom Talente und Fleiße. — 48

Vierte Vorleſung.

Von der Rechtſchaffenheit im Studiren. — 70

Fünfte Vorleſung.

Wie die Rechtſchaffenheit des Studirenden ſich äußere. . . . — 90

Sechste Vorleſung.

Ueber die akademiſche Freiheit. . — 111

Siebente Vorlesung.

Vom vollendeten Gelehrten im Allgemeinen. . . . . Seite 135

Achte Vorlesung.

Vom Regenten. . . . . — 154

Neunte Vorlesung.

Vom mündlichen Gelehrten-Lehrer. — 172

Zehnte Vorlesung.

Vom Schriftsteller. . . — 196

Erſte Vorleſung.

Plan des Ganzen.

Ich eröffne hiermit die öffentlichen Vorleſungen, die ich im Lektions-Verzeichniſſe unter der Benennung: de moribus eruditorum, angekündigt habe. Sie konnten dieſe Ueberſchrift überſetzen: Moral für Gelehrte; über die Beſtimmung des Gelehrten; von der Sitte des Gelehrten u. dgl.; aber der Begriff ſelbſt, wie er auch überſetzt und gefaßt werde, bedarf einer tiefern Erörterung. Ich gehe an dieſe vorläufige Erörterung.

So wie man das Wort Moral oder Sittenlehre hört, gedenkt man an eine Bildung

des Charakters und der Handlungsweise durch Regeln und Vorschriften. Aber es ist nur in einem beschränkten Sinne, und nur von einem niedrigeren Standpunkte der Einsicht aus wahr, daß der Mensch durch Vorschriften gebildet werden, und sich selber nach ihnen bilden könne; hingegen vom höchsten Standpunkte der absoluten Wahrheit aus, in welchen wir uns hier stellen wollen, muß innerlich im Wesen des Menschen liegen, und sein Wesen, Seyn und Leben selber ausmachen, was in seiner Denkart und in seinen Handlungen sich äußern soll; was aber im Menschen innerlich ist, tritt nothwendig auch äußerlich in ihm hervor, stellt sich dar in allem seinen Denken, Wollen und Handeln, und wird ihm unwandelbare und unveränderliche Sitte. Wie hiermit die Freiheit des Menschen, und alle Bestrebungen der Erziehung, des Unterrichts, der Religion, der Gesetzgebung — denselben zum Guten zu bilden, sich vereinigen lassen, ist der Gegenstand einer ganz andern Untersuchung, welche wir hier nicht an-

ſtellen wollen. Hier können wir nur im Allgemeinen bezeugen, daß beide Behauptungen ſich ſehr wohl vereinigen laſſen, und daß die Möglichkeit der Vereinigung einem tiefern Studium der Philoſophie klar werde.

Der beſtändige Charakter und die Handlungsweiſe, oder mit einem Worte, die Sitte des wahrhaften Gelehrten, läßt ſich vom höchſten Standpunkte aus eigentlich nur beſchreiben, keinesweges aber verordnen oder befehlen. Hinwiederum: dieſe erſcheinende und äußerlich ſich darſtellende Sitte des wahren Gelehrten gründet ſich auf das, was innerlich, und in ſeinem Weſen, unabhängig von aller Erſcheinung, und vor aller Erſcheinung vorher iſt, und wird durch dieſes innere Weſen nothwendig verurſacht und unveränderlich beſtimmt. Wollen wir daher ſeine Sitte beſchreiben, ſo müſſen wir zuförderſt ſein Weſen angeben: aus dem Begriffe dieſes letztereh aber läßt die erſtere, ſeine Sitte, ſich vollſtändig und erſchöpfend ableiten. Dieſe Ableitung nun aus jenem vorauszuſetzenden We-

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·KONRAD·BURDACH·

Ueber
das Wesen des Gelehrten,
und
seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit.

UNIV. OF CALIFORNIA

In

öffentlichen Vorlesungen,

gehalten zu Erlangen, im Sommer-Halbjahre 1805

von

Johann Gottlieb Fichte.

Fichte

Berlin, 1806.
In der Himburgischen Buchhandlung.

B 281
M1

Burdach

Vorrede.

Dieſe Vorleſungen machen keinen Anſpruch auf den Rang eines ſchriftſtelleriſchen Werkes, deſſen Bild ich in der zehnten derſelben aufzuſtellen mich beſtrebt habe; ſondern es ſind gehaltene Reden, welche ich abdrucken laſſe in der Vorausſetzung, daß ſie vielleicht noch dieſem und jenem nützlich werden könnten, der nicht Gelegenheit hatte, ſie zu hören. Mag man auch, wenn man will, ſie betrachten, als eine neue und verbeſſerte Ausgabe der vor zwölf Jahren von mir erſchienenen Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten, ſo gut, als ich unter den

M54029

gegebenen Bedingungen eine solche Ausgabe zu machen vermochte: und sollte es sich etwa zutragen, daß jemand nach der Weise der Verwaltung meines Lehrer-Berufs in Erlangen fragte, so hätte ich nichts dagegen, daß diese Vorlesungen für einen Bestandtheil der abgelegten Rechenschaft gälten. — Weiter habe ich hiebei dem lesenden Publikum, mit welchem mich zu unterhalten ich immer größeres Widerstreben fühle, nichts zu sagen. Berlin, im Jänner 1806.

Fichte.

Inhalt.

Inhalt.

Erste Vorlesung.

Plan des Ganzen . . . Seite 1

Zweite Vorlesung.

Nähere Bestimmung des Begriffs der göttlichen Idee . . . — 24

Dritte Vorlesung.

Vom angehenden Gelehrten überhaupt; insbesondere vom Talente und Fleiße. — 48

Vierte Vorlesung.

Von der Rechtschaffenheit im Studiren. — 70

Fünfte Vorlesung.

Wie die Rechtschaffenheit des Studirenden sich äußere. . . . — 90

Sechste Vorlesung.

Ueber die akademische Freiheit. . — 111

Siebente Vorlesung.

Vom vollendeten Gelehrten im Allgemeinen. . . . . Seite 135

Achte Vorlesung.

Vom Regenten. . . . . — 154

Neunte Vorlesung.

Vom mündlichen Gelehrten-Lehrer. — 172

Zehnte Vorlesung.

Vom Schriftsteller. . . — 196

Erſte Vorleſung.

Plan des Ganzen.

Ich eröffne hiermit die öffentlichen Vorleſungen, die ich im Lektions-Verzeichniſſe unter der Benennung: de moribus eruditorum, angekündigt habe. Sie konnten dieſe Ueberſchrift überſetzen: Moral für Gelehrte; über die Beſtimmung des Gelehrten; von der Sitte des Gelehrten u. dgl.; aber der Begriff ſelbſt, wie er auch überſetzt und gefaßt werde, bedarf einer tiefern Erörterung. Ich gehe an dieſe vorläufige Erörterung.

So wie man das Wort Moral oder Sittenlehre hört, gedenkt man an eine Bildung

des Charakters und der Handlungsweise durch Regeln und Vorschriften. Aber es ist nur in einem beschränkten Sinne, und nur von einem niedrigeren Standpunkte der Einsicht aus wahr, daß der Mensch durch Vorschriften gebildet werden, und sich selber nach ihnen bilden könne; hingegen vom höchsten Standpunkte der absoluten Wahrheit aus, in welchen wir uns hier stellen wollen, muß innerlich im Wesen des Menschen liegen, und sein Wesen, Seyn und Leben selber ausmachen, was in seiner Denkart und in seinen Handlungen sich äußern soll; was aber im Menschen innerlich ist, tritt nothwendig auch äußerlich in ihm hervor, stellt sich dar in allem seinen Denken, Wollen und Handeln, und wird ihm unwandelbare und unveränderliche Sitte. Wie hiermit die Freiheit des Menschen, und alle Bestrebungen der Erziehung, des Unterrichts, der Religion, der Gesetzgebung — denselben zum Guten zu bilden, sich vereinigen lassen, ist der Gegenstand einer ganz andern Untersuchung, welche wir hier nicht an-

ſtellen wollen. Hier können wir nur im Allgemeinen bezeugen, daß beide Behauptungen ſich ſehr wohl vereinigen laſſen, und daß die Möglichkeit der Vereinigung einem tiefern Studium der Philoſophie klar werde.

Der beſtändige Charakter und die Handlungsweiſe, oder mit einem Worte, die Sitte des wahrhaften Gelehrten, läßt ſich vom höchſten Standpunkte aus eigentlich nur beſchreiben, keinesweges aber verordnen oder befehlen. Hinwiederum: dieſe erſcheinende und äußerlich ſich darſtellende Sitte des wahren Gelehrten gründet ſich auf das, was innerlich, und in ſeinem Weſen, unabhängig von aller Erſcheinung, und vor aller Erſcheinung vorher iſt, und wird durch dieſes innere Weſen nothwendig verurſacht und unveränderlich beſtimmt. Wollen wir daher ſeine Sitte beſchreiben, ſo müſſen wir zuförderſt ſein Weſen angeben: aus dem Begriffe dieſes letztern aber läßt die erſtere, ſeine Sitte, ſich vollſtändig und erſchöpfend ableiten. Dieſe Ableitung nun aus jenem vorauszuſetzenden We-

sen zu vollbringen, ist der eigentliche Zweck dieser Vorlesungen. Der Inhalt derselben wäre daher kürzlich also anzugeben: sie sind, und sollen seyn eine Beschreibung des Wesens des Gelehrten, und der Erscheinung desselben im Gebiete der Freiheit.

Zur Erzeugung der Einsicht in das innere Wesen des Gelehrten dienen folgende Sätze:

1) Die gesammte Sinnenwelt mit allen ihren Verhältnissen und Bestimmungen, und insbesondere das Leben der Menschen in dieser Sinnenwelt sind keinesweges an sich und in der That und Wahrheit dasjenige, als welches sie dem ungebildeten und natürlichen Sinne der Menschen erscheinen; sondern es ist etwas höheres und verborgenes, welches der natürlichen Erscheinung bloß zum Grunde liegt. Man kann diesen höhern Grund der Erscheinung in seiner höchsten Allgemeinheit sehr schicklich nennen: die göttliche Idee; und dieser Ausdruck: göttliche Idee, soll von nun an nichts mehr bedeuten, als eben den höhern Grund

der Erſcheinung, ſo lange, bis wir dieſen Begriff weiter beſtimmen.

2) Ein beſtimmter Theil des Inhalts dieſer göttlichen Idee von der Welt iſt dem ausgebildeten Nachdenken zugänglich und begreiflich, und ſoll, unter der Leitung dieſes Begriffs, durch die freie That der Menſchen an der Sinnenwelt herausgebildet und in ihr dargeſtellt werden.

3) Falls es unter den Menſchen Einzelne geben ſollte, welche, ganz oder theilweiſe, in den Beſitz des zuletzt erwähnten Theils der göttlichen Idee von der Welt ſich ſetzten —, ſey es nun, um durch Mittheilung an Andere die Erkenntniß der Idee unter den Menſchen zu erhalten und zu verbreiten, oder durch unmittelbares Handeln auf die Sinnenwelt dieſe Idee in ihr darzuſtellen —, ſo wären dieſe Einzelne der Sitz eines höhern und geiſtigeren Lebens in der Welt, und eine Fortentwiklung der Welt, ſo wie ſie zufolge der göttlichen Idee erfolgen ſollte.

4) Diejenige Art der Erziehung und geistigen Bildung in jedem Zeitalter, vermittelst welcher dieses Zeitalter die Menschen zur Erkenntniß des erwähnten Theils der göttlichen Idee zu führen hofft, ist die gelehrte Bildung, — und derjenige Mensch, welcher dieser Bildung theilhaftig wird, der Gelehrte desselben Zeitalters.

Es ist aus dem Gesagten klar, daß das Ganze derjenigen Erziehung und Ausbildung, welche ein Zeitalter die gelehrte Bildung nennt, lediglich das Mittel ist, um zur Erkenntniß des erkennbaren Theils der göttlichen Idee zu führen, und Werth hat — lediglich, in wiefern sie in der That dieses Mittel wird, und ihren Zweck erreicht. Ob nun, in einem gegebenen Falle dieser Zweck erreicht sey, oder nicht, kann die gewöhnliche und natürliche Ansicht der Dinge, indem sie ja für die Ideen völlig blind ist, nimmer beurtheilen; sie vermag nichts mehr, als das bloß empirische Faktum aufzufassen: ob eine Person dasjenige, was man gelehrte Bil-

dung nennt, genoſſen habe, oder nicht genoſſen habe. Es giebt daher zwei höchſt verſchiedene Begriffe vom Gelehrten: den einen nach dem Scheine, und der bloßen Meinung; und in dieſer Rückſicht muß jeder für einen Gelehrten gelten, der durch die gelehrte Erziehung hindurchgegangen iſt, oder wie man das gewöhnlich nennt, der da ſtudirt hat, oder noch ſtudirt: den zweiten nach der Wahrheit; und in dieſer Rückſicht iſt nur derjenige ein Gelehrter zu nennen, welcher durch die gelehrte Bildung des Zeitalters hindurch zur Erkenntniß der Ideen gekommen. — Durch die gelehrte Bildung des Zeitalters hindurch habe ich geſagt: denn wenn auch jemand ohne dieſes Mittel auf einem andern Wege zur Erkenntniß der Idee kommen könnte, wie ich im Allgemeinen gar nicht zu leugnen gedenke; ſo würde doch ein ſolcher ſeine Erkenntniß nach einer feſten Regel, weder theoretiſch mittheilen, noch unmittelbar pragmatiſch in der Welt realiſiren können, weil es ihm an der, nur in der

gelehrten Schule zu erwerbenden, Kenntniß seines Zeitalters und der Mittel, auf dasselbe zu wirken, fehlte; und es würde darum allerdings ein höheres Leben in ihm leben; aber kein auf die übrige Welt eingreifendes und sie entwikkelndes Leben: — der eigentliche und ganze Zweck, den die gelehrte Bildung hat, wäre in ihm keinesweges ohne dieselbe ausgedrückt, und er wäre zwar wohl ein höchst vorzüglicher Mensch, aber kein Gelehrter.

Wir unsers Orts gedenken hier die Sache keinesweges nach dem äußern Scheine zu betrachten, sondern nach der Wahrheit. Uns gelte daher von nun an für den ganzen Lauf dieser Vorlesungen nur derjenige für einen Gelehrten, der durch die gelehrte Bildung des Zeitalters hindurch zur Erkenntniß der Idee wirklich gekommen ist, oder wenigstens zu derselben zu kommen lebendig und kräftig strebt. Wer, ohne dadurch zu der Idee zu kommen, diese Bildung erhalten hat, ist nach der Wahrheit, so wie wir hier die Sache zu betrachten haben,

gar Nichts; er ist ein zweideutiges Mittelding zwischen dem Besitzer der Idee, und dem von der gemeinen Realität kräftigst gestützten und getragenen: — über dem vergeblichen Ringen nach der Idee hat er versäumt, die Geschicklichkeit, die Realität zu ergreifen, in sich auszubilden, und schwebt nun zwischen zwei Welten, ohne einer von beiden anzugehören.

Die Eintheilung in der Art der unmittelbaren Anwendung der Ideen überhaupt, welche wir schon oben (2) angaben, gilt offenbar auch für denjenigen, der durch die gelehrte Bildung in den Besitz dieser Idee gekommen, d. h. für den Gelehrten. Entweder ist der nächste Zweck desselben der, die Ideen, in deren lebendige Erkenntniß er sich hineinversetzt hat, andern mitzutheilen; und sodann ist sein nächstes Geschäft: die Theorie der Ideen, im Allgemeinen oder Besondern — er ist ein Lehrer der Wissenschaft. — Nur zunächst, und im Gegensatze mit dem zweiten Gebrauche der Ideen, ist das Geschäft des Lehrers der Wissenschaft als bloße Theorie

zu bezeichnen; in einem weitern Sinne ist es eben sowohl praktisch, als das des unmittelbaren Geschäftsmannes: der Gegenstand seiner Wirksamkeit ist der Sinn und Geist des Menschen; und es ist eine sehr erhebliche Kunst, diesen nach einer Regel zu Begriffen zu gestalten und zu erheben. Oder der nächste Zweck dessen, der durch gelehrte Bildung sich in den Besitz der Ideen versetzt, ist der, die, in Beziehung auf seine eigentliche Absicht, willenlose Welt, nach dieser Idee zu gestalten: etwa die Gesezgebung, — das ganze rechtliche und gesellschaftliche Verhältniß der Menschen untereinander, — oder auch die die Menschen umgebende, und auf ihr würdiges Daseyn einfließende Natur, nach der göttlichen Idee des Rechts, oder der Schönheit, so weit es in dem gegebenen Zeitalter, und unter den gegebenen Bedingungen möglich ist, auszubilden; indeß er seinen eigentlichen Begriff sowohl, als die Kunst, mit der er ihn an der Welt herausgestaltet, für sich behält. — Sodann ist der Gelehrte ein pragmatischer

Gelehrter. Niemand, wie ich bloß im Vorbeigehen bemerke, Niemand sollte in die eigentliche Leitung und Anordnung der menschlichen Angelegenheiten eingreifen, der nicht ein Gelehrter im wahrhaften Sinne des Worts wäre, d. h. der nicht durch gelehrte Bildung der göttlichen Idee theilhaftig geworden. Mit Zuträgern und Handlangern ist es ein anderes: ihre Tugend besteht in pünktlichem Gehorsam und der Vermeidung alles Selbstdenkens, und über ihr Geschäft Selbsturtheilens.

Noch giebt es aus einem andern Gesichtspunkte eine andere Eintheilung im Begriffe des Gelehrten, welche für uns zu allernächst fruchtbar ist. Nemlich, entweder hat der Gelehrte die ganze göttliche Idee, in wiefern sie vom Menschen zu fassen ist, oder auch einen besondern Theil dieses an ihr zu erfassenden, — was freilich nicht ohne eine wenigstens klare Uebersicht des Ganzen möglich ist, — schon wirklich ergriffen, durchdrungen, und sich vollkommen klar gemacht, so daß sie sein, zu jeder

Zeit in derſelben Geſtalt zu erneurendes, Beſitzthum, und ein Beſtandtheil ſeiner Perſönlichkeit geworden ſey; ſo iſt er ein vollendeter und fertiger Gelehrter, ein Mann, der ausſtudirt hat; oder derſelbe ringt noch und ſtrebt die Idee überhaupt, oder den beſondern Theil und Punkt, von welchem aus Er für ſeine Perſon das Ganze durchdringen will, ſich vollkommen klar zu machen; einzelne Lichtfunken ſpringen ſchon von allen Seiten ihm entgegen, und ſchließen eine höhere Welt vor ihm auf, aber ſie vereinigen ſich ihm noch nicht zu einem untheilbaren Ganzen; ſie verſchwinden ihm eben ſo unwillkührlich wieder, als ſie ihm kamen, und er kann ſie noch nicht unter die Botmäßigkeit ſeiner Freiheit bringen —, ſo iſt er ein angehender und ſich bildender Gelehrter, ein Studirender. — Daß es wirklich die Idee ſey, die beſeſſen oder angeſtrebt werde, iſt beiden gemeinſchaftlich: geht das Streben bloß auf die äußere Form, und den Buchſtaben der gelehrten Bildung, ſo erzeugt ſich, wenn die Runde

durchgemacht iſt, der vollendete, wenn ſie noch nicht durchgemacht iſt, der angehende Stümper. Der letztere iſt noch immer erträglicher, als der erſtere; denn noch läßt ſich hoffen, daß er, bei der Fortſetzung ſeines Weges etwa in einem künftigen Punkte von der Idee ergriffen werden könne; an dem erſten aber iſt alle Hoffnung verlohren. Dies m. H. iſt der Begriff vom Weſen des Gelehrten, und die erſchöpften zufälligen, das Weſen keinesweges ändernden, ſondern insgeſamt daſſelbe bei ſich führenden Beſtimmungen dieſes Begriffes; der Begriff nemlich vom ſtehenden und ſtarren Seyn, welcher lediglich die Frage nach dem Was? beantwortet.

Durch Beantwortung dieſer einzigen Frage nach dem Was iſt die philoſophiſche Erkenntniß, dergleichen wir hier ohne Zweifel erſtreben, noch keinesweges befriedigt; die Philoſophie fragt noch weiter nach dem Wie, und fragt, ſtrenge genommen, allein nach dieſem, als welches das Was ſchon ohne dies bei ſich führt.

Alle philoſophiſche Erkenntniß iſt ihrer Natur nach nicht faktiſch, ſondern genetiſch, nicht erfaſſend irgend ein ſtehendes Seyn, ſondern innerlich erzeugend und conſtruirend dieſes Seyn aus der Wurzel ſeines Lebens. Es iſt daher auch in Beziehung auf den, ſeinem ſtehenden Weſen nach beſchriebenen Gelehrten die Frage übrig: wie wird er zum Gelehrten; und, — da ſelbſt ſein Seyn und Gewordenſeyn ein ununterbrochen lebendiges, und in jedem Momente ein ſich erzeugendes Seyn iſt, — wie erhält er ſich als Gelehrter?

Ich antworte kurz: durch die ihm beiwohnende, ſeine Perſönlichkeit ausmachende und in ſich verſchlingende Liebe zur Idee. Denken Sie ſich dieſes alſo: Jedes Daſeyn hält und trägt ſich ſelber; und im lebendigen Daſeyn iſt dieſes Sich-ſelbſt-Erhalten, und das Bewußtſeyn davon, Liebe ſeiner ſelbſt. Die ewige göttliche Idee kommt hier in einzelnen menſchlichen Individuen zum Daſeyn: dieſes Daſeyn der göttlichen Idee in ihnen umfaßt nun ſich ſelber mit un-

ausſprechlicher Liebe; und dann ſagen wir, dem Scheine uns bequemend, dieſer Menſch liebt die Idee, und lebt in der Idee, da es doch, nach der Wahrheit, die Idee ſelbſt iſt, welche an ſeiner Stelle, und in ſeiner Perſon lebt, und ſich liebt, und ſeine Perſon lediglich die ſinnliche Erſcheinung dieſes Daſeyns der Idee iſt, welche Perſon keineswegs an und für ſich ſelbſt da iſt, oder lebt. Dieſe ſtrenger gefaßten Ausdrücke und Formeln ſchließen das ganze Verhältniß auf, und wir können nun, wiederum dem Scheine uns bequemend, ohne Mißverſtändniß zu befürchten, fortfahren. In dem wahrhaften Gelehrten hat die Idee ein ſinnliches Leben gewonnen, welches ſein perſönliches Leben völlig vernichtet, und in ſich aufgenommen hat. Er liebt die Idee, keineswegs über alles, denn er liebt nichts neben ihr, er liebt ſie allein. Sie allein iſt die Quelle aller ſeiner Freuden, und ſeiner Genüſſe, ſie allein das treibende Princip aller ſeiner Gedanken, Beſtrebungen und Handlungen; lediglich für ſie mag

er leben, und ohne sie würde das Leben ihm geschmacklos und verhaßt seyn. In beiden, dem vollendeten, wie dem angehenden Gelehrten, lebt die Idee; nur mit dem Unterschiede, daß sie in dem erstern diejenige Klarheit, und diejenige feste Consistenz gewonnen, die sie in diesem Individuum unter den gegebenen Umständen gewinnen konnte; und nunmehr, in sich selber zu einem geschlossenen Daseyn geworden, aus sich herausgreift, und auszuströmen strebt in lebendige Worte und in Thaten; daß sie hingegen in dem letztern noch innerhalb ihrer selber arbeitet, und nach der Entwickelung und Befestigung desjenigen Daseyns ringt, das sie unter den gegebenen Umständen gewinnen kann. Beiden wäre auf gleiche Weise ihr Daseyn geschmacklos, wenn sie nicht Anderes, oder Sich selber, nach Ideen bilden könnten.

Dies ist das einzige und unveränderliche Lebensprincip des Gelehrten; desjenigen, dem wir diesen Namen zugestehen. Aus diesem Princip entwickelt sich mit absoluter Nothwendigkeit

digkeit das Thun und Treiben deſſelben unter allen möglichen Umſtänden, unter denen er gedacht werden kann. Wir dürfen ihn daher nur in den für unſern Zweck erforderlichen Beziehungen denken, in denen er gedacht werden kann, und wir werden ſein inneres und äußeres Leben mit Sicherheit berechnen, und im Voraus beſchreiben können. Und auf dieſe Weiſe iſt es möglich, aus dem in ſeiner Lebendigkeit aufgefaßten Weſen des Gelehrten ſeine Erſcheinungen in der Welt der Freiheit, oder der ſcheinbaren Zufälligkeit mit wiſſenſchaftlicher Strenge abzuleiten. Dieſes nun iſt unſere Aufgabe; und das ſo eben Geſagte die Regel der Löſung dieſer Aufgabe.

Wir wenden uns hier zunächſt an Studirende, d. h. an ſolche, die, der billigen Vorausſetzung nach, angehende Gelehrte ſind, in dem von uns angegebenen Sinne des Worts; und es iſt zweckmäßig, die aufgeſtellten Grundſätze zuerſt auf ſie anzuwenden. Wären ſie nicht, was wir vorausſetzen, ſo würden unſere Worte

für ſie bloß Worte ſeyn, ohne Sinn, Bedeutung und Anwendung. Sind ſie, was wir vorausſetzen, ſo werden dieſelben zu ihrer Zeit auch reife und vollendete Gelehrte werden; denn jenes Streben der Idee ſich zu entwikkeln, das da höher iſt, als alles Sinnliche, iſt auch unendlich mächtiger, und bricht mit ſtiller Gewalt ſich Bahn durch alle Hinderniſſe. Es kann dem ſtudirenden Jünglinge wohlthätig werden, ſchon jetzt zu wiſſen, was er einſt ſeyn wird, und ſchon in der Jugend ſein reiferes Alter im Bilde zu erblicken. Ich werde darum nach Vollendung des nächſten Geſchäfts auch den fertigen Gelehrten aus den angegebenen Principien conſtruiren.

Die Klarheit gewinnt durch Gegenſätze; ich werde darum allenthalben, wo ich zeige, wie der Gelehrte ſich äußere, zugleich angeben, wie er eben darum, weil er allein alſo ſich äußert, ſich nicht äußere.

In beiden Haupttheilen, und ganz beſonders im zweiten, wo ich vom vollendeten Ge-

lehrten rede, werde ich mich ſorgfältig hüten, ſatiriſche Nebenblicke, Cenſur des gegenwärtigen litterariſchen Zuſtandes, und überhaupt Anwendungen auf denſelben, zu veranlaſſen; und ich erſuche die Zuhörer einmal für immer, nicht gegebene Veranlaſſungen nicht zu nehmen. Der Philoſoph entwirft ruhig ſeine Conſtruktion nach den aufgeſtellten Principien, ohne während dieſes Geſchäfts den wirklich vorhandenen Zuſtand der Dinge ſeiner Beachtung zu würdigen, oder des Andenkens deſſelben zu bedürfen, um die Betrachtung fortſetzen zu können; eben ſo wie der Geometer die ſeinige entwirft, ohne ſich zu bekümmern, ob ſeine Figuren der reinen Anſchauung mit unſern Werkzeugen nachgemacht werden können. Und beſonders iſt es dem unbefangenen ſtudirenden Jünglinge zu gönnen, daß er mit den Ausartungen und Verdorbenheiten des Standes, in den er einſt treten ſoll, nicht eher genau bekannt werde, als bis er Kraft gewonnen hat, dem Strome des Beiſpiels ſich entgegen zu ſtämmen.

Dies M. H. ist der vollständige, mit seinen Gründen aufgestellte Plan der Vorlesungen, die ich in diesen Stunden vor Ihnen zu halten gedenke. Ich füge für heute dem Gesagten nur noch einige Anmerkungen bei:

An Betrachtungen der Art, wie diese heutige war, und wie die folgenden insgesamt ausfallen werden, pflegt man gewöhnlich zu tadeln: zuförderst die Strenge; sehr oft in der gutmüthigen Voraussetzung, daß der Vortragende es nur nicht gewußt habe, daß seine Bestimmtheit uns misfallen werde, daß wir dies ihm nur freimüthig sagen müßten, und er, sodann wohl in sich gehen, und seine Sätze mildern werde. So haben wir gesagt: wer durch die gelehrte Bildung nicht zur Kenntniß der Idee gekommen sey, oder diese Kenntniß erstrebe, sey eigentlich gar Nichts, und später haben wir gesagt: er sey ein Stümper. Dies ist in der Weise jener unbarmherzigen Aeußerungen, die man den Philosophen so übel nimmt. — Um von dem vorliegenden Falle abstehend, so-

gleich der Maxime im Ganzen zu begegnen, so erinnere ich, daß diese Denkart, ohne entschiedene Kraft, der Wahrheit alle Achtung zu versagen, von derselben nur etwas herunter zu handeln und abzumarkten sucht, um wohlfeileren Kaufes zu einiger Achtung für sich selber zu kommen. Aber die Wahrheit, die nun einmal ist, so wie sie ist, und nichts in ihrem Wesen wandeln kann, geht ihren Weg gerade fort; und es bleibt ihr in Rükſicht derer, die sie nicht rein darum, weil sie wahr ist, haben wollen, nichts anderes übrig, als dieselben stehen zu lassen, gerade also, als ob sie nie geredet hätten.

Sodann pflegt man Vorträge dieser Art zu tadeln, wegen ihrer vermeinten Unverständlichkeit. So denke ich mir, — keineswegs Sie, M. H., sondern irgend einen vollendeten Gelehrten in der Bedeutung des Scheines, dem etwa die so eben angestellte Betrachtung unter die Augen käme, als hintretend, hin und her zweifelnd, und endlich tiefsinnig ausbre-

chend: die Idee, die göttliche Idee, dasjenige, was der Erscheinung zu Grunde liegt: was soll nun das bedeuten? Ich würde einen solchen Frager zurückfragen: was soll denn diese Frage bedeuten? — Untersucht man das letztere genau, so bedeutet sie in den meisten Fällen nicht mehr, als folgendes: unter welchem andern Namen, und in welchen andern Formeln kenne ich denn schon dieselbe Sache, die Du mit einem so sonderbaren, und mir so unbekannten Zeichen ausdrückst: und darauf wäre denn, abermals in den meisten Fällen, die einzig passende Antwort folgende: Du kennst diese Sache überhaupt nicht, und hast während Deines ganzen Lebens nie etwas von ihr vernommen, weder unter diesem, noch unter einem andern Namen, und falls Du zur Kenntniß derselben kommen sollst, so mußt Du eben jetzt von vorne anfangen, dieselbe kennen zu lernen; — und dann am schicklichsten unter derjenigen Benennung, unter der sie Dir zuerst angetragen wird. So wird das heute gebrauchte Wort

Idee in den folgenden Vorlesungen allerdings weiter bestimmt, und erklärt, und, wie ich hoffe, zur vollkommenen Klarheit herauf erklärt werden; aber das ist keinesweges das Geschäft einer einzigen Stunde.

Wir behalten uns dieses, wie alles andere, was wir noch zu erinnern hätten, bis auf die folgenden Vorlesungen vor.

Zweite Vorlesung.

Nähere Bestimmung des Begriffs der göttlichen Idee.

Folgendes waren die Hauptsätze, die wir in der letztern Vorlesung unserer Erörterung des Begriffs vom Gelehrten zu Grunde legten.

Die gesammte Welt ist keinesweges in der That und Wahrheit dasjenige, als was sie dem ungebildeten und natürlichen Sinne des Menschen erscheint, sondern sie ist ein höheres, das der natürlichen Erscheinung bloß zu Grunde liegt. In der höchsten Allgemeinheit kann man diesen Grund der Erscheinung sehr füglich nennen die göttliche Idee von der Welt. Ein bestimmter Theil des Inhalts dieser göttlichen Idee ist dem gebildeten Nachdenken zugänglich und begreiflich.

Wir äußerten gegen den Schluß derselben Vorlesung, daß dieser, hier freilich noch dunkle Begriff einer göttlichen Idee, als der letzten und absoluten Grundlage aller Erscheinungen, erst in der Zukunft, vermittelst seiner durchgeführten Anwendung, ganz klar werden könne.

Dennoch finden wir es zweckmäßig, denselben vorläufig im Allgemeinen näher zu erklären, und wollen diesem Geschäfte die heutige Stunde widmen. Wir stellen für diesen Zweck folgende Sätze auf, welche für uns zwar die Resultate einer angestellten tiefern Untersuchung, und vollkommen erweislich sind, die wir aber Ihnen hier nur historisch mittheilen können; höchstens rechnend auf Ihr eignes Wahrheitsgefühl, das uns auch ohne Einsicht in die Gründe beistimme; und etwa darauf, daß Sie bemerken: es werden durch diese Voraussetzungen die wichtigsten Fragen beantwortet, und die tiefsten Zweifel gelöset.

Wir stellen folgende Sätze auf:

1) Das Seyn, durchaus und schlechthin als

Seyn, ist lebendig und in sich thätig, und es giebt kein anderes Seyn, als das Leben: keinesweges aber ist es todt, stehend, und innerlich ruhend. Was das denn doch in der Erscheinung vorkommende Todte sei, und wie es zum einzigen wahren Seyn, zum Leben, sich verhalte, werden wir tiefer unten sehen.

2) Das einzige Leben, durchaus von sich, aus sich, durch sich, ist das Leben Gottes: oder des Absoluten, welche beide Worte eins und dasselbe bedeuten: und wenn wir sagen: das Leben des Absoluten, so ist dies auch nur eine Weise zu reden; indem in der Wahrheit, das Absolute das Leben, und das Leben das Absolute ist.

3) Dieses göttliche Leben ist an und für sich rein in sich selber verborgen, es hat seinen Sitz in sich selber, und bleibt in sich selbst, rein aufgehend in sich selbst, zugänglich nur sich selber. Es ist — alles Seyn, und ausser ihm ist kein Seyn. Es ist eben darum durchaus ohne Veränderung oder Wandel.

4) Nun äußert sich dieses göttliche Leben, tritt heraus, erscheinet, und stellet sich dar, als solches, als göttliches Leben: und diese seine Darstellung, oder sein Daseyn und äußerliche Existenz ist die Welt. Nehmen Sie das Gesagte strenge; es stellt sich dar, sich selber, so wie es innerlich wirklich ist und lebt, und kann sich nicht anders darstellen: es tritt daher zwischen sein wahres inneres Seyn, und seine äußere Darstellung keinesweges etwa eine grundlose Willkühr in die Mitte, zufolge welcher es sich nur theilweise hergäbe, theilweise aber verberge; sondern seine Darstellung, d. h. die Welt ist lediglich durch die zwei Glieder, sein eigenes inneres Wesen an sich, und die unveränderlichen Gesetze einer Aeußerung und Darstellung überhaupt, bedingt, und unveränderlich bestimmt. Gott stellt sich dar, wie Gott sich darstellen kann. Sein ganzes, an sich unbegreifliches Wesen, tritt heraus, ungetheilet, und ohne Rückhalt, so wie es in einer bloßen Darstellung heraustreten kann.

5) Das göttliche Leben an sich ist eine durchaus in sich geschlossene Einheit, ohne alle Veränderlichkeit oder Wandel, sagten wir oben. In der Darstellung wird dasselbe, aus einem begreiflichen, nur hier nicht auseinander zu setzenden Grunde, ein ins unendliche sich fortentwickelndes, und immer höher steigendes Leben in einem Zeitflusse, der kein Ende hat. Zuförderst: es bleibt in der Darstellung Leben, haben wir gesagt. Das lebendige kann keineswegs dargestellt werden in dem Todten, denn diese beiden sind durchaus entgegengesetzt, und darum, so wie das Seyn nur Leben ist, eben so ist das wahre und eigentliche Daseyn auch nur lebendig, und das Todte ist weder, noch ist es, im höheren Sinne des Wortes, da. Dieses lebendige Daseyn in der Erscheinung nun nennen wir das menschliche Geschlecht. Also allein das menschliche Geschlecht ist da. So wie das Seyn aufgeht und erschöpft ist in dem göttlichen Leben, so gehet das Daseyn, oder die Darstellung jenes göttlichen Lebens auf

in dem gesammten menschlichen Leben, und ist durch dasselbe rein und ganz erschöpft. Sodann: das göttliche Leben wird in seiner Darstellung zu einem ins unendliche sich fortentwikelnden, und nach dem Grade der innern Lebendigkeit und Kraft immer höher steigenden Leben. Daher, — welche Folgerung wichtig ist: daher ist das Leben in der Darstellung, in allen Zeitpunkten seines Daseyns, im Gegensatze mit dem göttlichen Leben, beschränkt, d. h. zum Theile nicht lebendig, und noch nicht zum Leben hindurchgedrungen, sondern insofern todt. Diese Schranken soll es nun immer fort durch sein steigendes Leben durchbrechen, entfernen, und in Leben verwandeln.

Sie haben an dem so eben aufgestellten Begriffe der Schranken, wenn sie denselben recht scharf in das Auge fassen, und erwägen, den Begriff der objektiven und materiellen Welt; oder der sogenannten Natur. Diese ist nicht lebendig, so wie die Vernunft, und einer unendlichen Fortentwikelung fähig, sondern todt,

ein ſtarres und in ſich beſchloſſenes Daſeyn. Sie iſt das, — das Zeitleben anhaltende, und hemmende; und allein durch dieſe Hemmung zu einer Zeit ausdehnende, was auſſerdem mit Einem Schlage als ein ganzes und vollendetes Leben hervorbrechen würde. Sie ſoll ferner durch das vernünftige Leben in ſeiner Entwikkelung ſelber belebt werden; ſie iſt darum der Gegenſtand und die Sphäre der Thätigkeit und der Kraft-Aeußerung des ins unendliche ſich fort entwikelnden menſchlichen Lebens. —

Dies, m. H., und ſchlechthin nichts weiter iſt die Natur in der ausgedehnteſten Bedeutung des Worts, und ſelber der Menſch, in wiefern ſein Leben im Vergleich mit dem urſprünglichen und göttlichen Leben beſchränkt iſt, iſt nichts weiter. Da das unendliche Fortſchreiten des zweiten nicht urſprünglichen, ſondern abgeleiteten, menſchlichen, Lebens, — und eben darum, damit ein Fortſchreiten möglich ſey, zugleich die Endlichkeit, und die Beſchränktheit des menſchlichen Lebens aus jener Sich-Darſtel-

lung des Abſoluten hervorgehen; ſo hat die Natur ihren Grund freilich auch in Gott, aber keinesweges als etwas, das da abſolute da iſt und da ſeyn ſoll, ſondern nur als Mittel und Bedingung eines andern Daſeyns, des Lebendigen im Menſchen, und als etwas, das durch den ſteten Fortſchritt dieſes lebendigen immer mehr aufgehoben werden ſoll. Laſſen Sie ſich darum ja nicht blenden oder irre machen durch eine Philoſophie, die ſich ſelbſt den Namen der Natur-Philoſophie beilegt, und welche alle bisherige Philoſophie dadurch zu übertreffen glaubt, daß ſie die Natur zum Abſoluten zu machen, und ſie zu vergöttern ſtrebt. Von aller Zeit her haben ſowohl alle theoretiſchen Irrthümer, als alle ſittlichen Verderbniſſe der Menſchheit darauf ſich gegründet, daß ſie den Namen des Seyns, und Daſeyns wegwarfen an dasjenige, was an ſich weder iſt, noch da iſt, und das Leben und den Genuß des Lebens bei demjenigen ſuchten, was in ſich ſelber den Tod hat. Jene Philoſophie iſt da-

her — weit entfernt, ein Vorschritt zur Wahrheit zu seyn, lediglich ein Rükschritt zu dem alten und verbreitetsten Irrthum.

6) Alles so eben in den bisherigen Sätzen Aufgestellte kann nun der Mensch, der ja selbst die Darstellung des ursprünglichen und göttlichen Lebens ist, im Allgemeinen einsehen, wie wir z. B. es eingesehen haben, es sei nun aus Gründen, oder lediglich von dunklem Wahrheitssinne geleitet, oder auch nur es wahrscheinlich findend, weil es einen vollständigen Aufschluß giebt über die wichtigsten Probleme. Der Mensch kann es einsehen, d. h. die Darstellung kann zurükgehen in ihren Ursprung, denselben nachbildend, mit absoluter Gewißheit in Rükssicht des daß: keinesweges aber ihn wiederholend und noch einmal machend in der That, und Wahrheit; denn die Darstellung bleibt ewig nur Darstellung, und kann nie herausgehen aus ihr selber, und sich verwandeln in das Wesen.

7) Der Mensch kann es einsehen in Rükssicht

ſicht des Daß, haben wir geſagt, keinesweges aber in Rückſicht des Wie. — Wie und warum aus dem Einen göttlichen Leben gerade ein ſolches alſo beſtimmtes fortfließendes Zeitleben hervorgehe, könnte man nur dadurch begreifen, daß man alle Theile des letztern in vollendeter Auffaſſung begriffe, ſie gegenſeitig und allſeitig durcheinander deutete, ſo ſie auf den Einheitsbegriff zurückbrächte, und dieſen dem Einen göttlichen Leben gleich fände. Aber dieſes fortfließende Zeitleben iſt unendlich, die Auffaſſung ſeiner Theile kann daher nie vollendet werden: das Begreifende aber iſt ſelber das Zeitleben, und ſteht in jedem Punkte, in dem man es denken möchte, ſelber in der Endlichkeit und in Schranken gefeſſelt da, welche es ganz nie abſtreifen kann, ohne aufzuhören, die Darſtellung zu ſeyn, und ohne in das göttliche Weſen ſelbſt ſich zu verwandeln.

8) Aus dem letztern ſcheint zu folgen, daß das Zeitleben bloß im Allgemeinen nach ſeinem Weſen begriffen werden könne, ſo wie es im

obigen von uns begriffen iſt, überhaupt als Darſtellung des Einen urſprünglichen, und göttlichen Lebens; daß es aber im Beſondern, ſeinem eigentlichen Inhalte nach unmittelbar gelebt und erlebt werden müſſe, und nur in und zufolge dieſes Erlebens in der Vorſtellung und dem Bewußtſeyn nachgebildet werden könne. — Und ſo verhält es ſich denn in einer gewiſſen Rückſicht, und mit einem beſtimmten Theile des menſchlichen Lebens wirklich. Es bleibt durch den ganzen unendlichen Zeitfluß hindurch in jedem einzelnen Theile deſſelben am menſchlichen Leben etwas übrig, das im Begriffe nicht vollkommen aufgeht, und eben darum auch durch keine Begriffe verfrühet oder erſetzt werden kann, ſondern das da unmittelbar gelebt werden muß, wenn es je in das Bewußtſeyn kommen ſoll; dies nennt man das Gebiet der bloßen und reinen Empirie oder Erfahrung. Die oben erwähnte Philoſophie benimmt auch darin, daß ſie dem Schein ſich giebt, als ob ſie das ganze menſchliche Leben im Begriffe

aufzulöſen, und die Erfahrung zu erſetzen vermöge, ſich verkehrt, und verliert über dem Beſtreben das Leben durchaus zu erklären, das Leben ſelber.

9) So verhält es ſich mit dem Zeitleben in einer gewiſſen Rückſicht und nach einem beſtimmten Theile deſſelben, ſagte ich. Denn in einer andern Rückſicht und nach einem andern Theile deſſelben verhält es ſich anders, aus folgendem Grunde, den ich bildlich ausdrucken werde, der aber einer genauern Aufmerkſamkeit wohl werth iſt.

Das Zeitleben tritt nicht bloß in einzelnen Momenten, ſondern es tritt auch in ganzen gleichartigen Maſſen ein in die Zeit, welche gleichartigen Maſſen nun eben es ſind, die wiederum in einzelne Momente des wirklichen Lebens ſich ſpalten. Es giebt nicht eine einzige Zeit, ſondern es giebt Zeiten, und Zeitordnungen über Zeitordnungen und in Zeitordnungen. So iſt z. B. das geſammte gegenwärtige irrdiſche Leben der menſchlichen Gattung eine ſolche

gleichartige Maſſe, welche mit Einem male ganz eingetreten iſt in die Zeit, und allgegenwärtig ganz und ungetheilt da iſt — für den tiefern Sinn, lediglich für die ſinnliche Erſcheinung noch ablaufend in der Weltgeſchichte. Die allgemeinen Geſetze und Regeln dieſer gleichartigen Maſſen des Lebens, laſſen ſich, nachdem dieſelben Maſſen nur eingetreten ſind in die Zeit, wohl begreifen, und, für den ganzen Ablauf dieſer Maſſen im Voraus einſehen, und verfrühen, indeß die Objekte, d. h. die Hemmungen und Störungen des Lebens, über welche hinweg dieſe Maſſen ablaufen, lediglich der unmittelbaren Erfahrung zugänglich ſind.

10) Dieſe erkennbaren Geſetze der gleichartigen Maſſen des Lebens, die vor dem wirklichen Erfolge voraus erkannt werden, müſſen nothwendig erſcheinen, als Geſetze des Lebens ſelber, wie es ſeyn und werden ſoll, gerichtet an das auf ſich ſelber ruhende und ſelbſtſtändige Prinzip dieſes Zeitlebens, das da als Freiheit erſcheinen muß; demnach als Geſetze

für ein freies Thun und Handeln des Lebendigen. Gehen wir zurück auf den Grund dieser Gesetzgebung, so liegt dieser im göttlichen Leben selber, welches in der Zeit sich nicht anders äußern und darstellen konnte, denn auf diejenige Weise, die uns hier als eine Gesetzgebung erscheint; und zwar, wie in dem aufgestellten Begriffe lag, keinesweges als eine mit blinder Gewalt gebietende, und sich Gehorsam erzwingende Gesetzgebung, wie wir in der willenlosen Natur eine solche annehmen, sondern als Gesetzgebung an das von ihr selbst als Leben hingestellte Leben, dem die Selbstständigkeit nicht entrissen werden kann, ohne daß ihm dadurch zugleich die Wurzel des Lebens ausgerissen werde; mithin, wie wir oben sagten, als göttliches Gesetz an die Freiheit, oder als Sittengesetz.

Nun ist ferner, wie wir schon oben eingesehen, dieses Leben nach dem Gesetze des ursprünglichen göttlichen Seyns, das einige wahre Leben, und seine Ursprünglichkeit; alles andere

aber außer dieſem Leben iſt nur Hemmung und Störung deſſelben, lediglich darum daſeyend, damit an ihm das wahre Leben ſich entwickle, und in ſeiner Kraft ſich darſtelle; deswegen iſt alles andere gar nicht um ſein ſelbſt willen da, ſondern lediglich als Mittel für den Zweck des wahrhaften Lebens. — Die Verbindung zwiſchen Mittel und Zweck vermag die Vernunft nur alſo zu faſſen, daß ſie einen Verſtand ſich denke, der den Zweck gedacht habe. Das geſetzmäßige menſchliche Leben iſt in Gott begründet: man denkt ſich daher, nach der Analogie mit unſerm Verſtande, Gott, als denkend das ſittliche Leben des Menſchen als einzigen Zweck, um deſſenwillen er ſich dargeſtellt, und alles übrige auſſer dieſem Leben ins Daſeyn gerufen habe; keinesweges, als ob es an ſich alſo ſey, und Gott ſo, wie der Endliche, denke, und das Daſeyn vom Bilde des Daſeyns in ihm unterſchieden werde, ſondern lediglich, weil wir das Verhältniß auf keine andere Weiſe faſſen können. Und in dieſer abſolut nothwendigen

Vorſtellungsweiſe wird denn das menſchliche Leben, wie es ſeyn ſoll, die Idee und der Grundgedanke Gottes bei Hervorbringung einer Welt, die Abſicht und der Plan, deſſen Ausführung Gott mit der Welt ſich vorſetzte.

Alſo, ſo iſt denn, m. H., für unſern Zweck hinreichend erklärt, wie der Welt die göttliche Idee zu Grunde liege, und in wiefern und wie dieſe dem gemeinen Auge verborgene Idee dem gebildeten Nachdenken begreiflich und zugänglich werde, und ihm nothwendig erſcheinen müſſe, als dasjenige, was der Menſch durch freie That in der Welt hervorbringen ſolle.

Beſchränken Sie bei dieſem Sollen, und bei dieſer freien That Ihr Denken nicht etwa ſogleich auf den bekannten kategoriſchen Imperativ, und auf die beengte und dürftige Anwendung, die demſelben in den gewöhnlichen allgemeinen Sittenlehren und Moralſyſtemen gegeben wird, und zufolge einer ſolchen Wiſſenſchaft gegeben werden muß. Faſt immer, und aus guten in den Geſetzen der philoſophiſchen Ab-

fraktion, durch welche eine Sittenlehre zu Stande kommt, wohl begründeten Gründen, hält man sich am längsten bei der Form der Moralität auf, daß etwas nur geschehe rein und lediglich um des Gesetzes willen; und wo man noch zum Inhalte fortschreitet, so scheint die Hauptabsicht mehr diese zu seyn, die Menschen nur dahin zu bringen, daß sie das Unrechte lassen, als die andere, daß sie das Rechte thun; auch ist man genöthigt, in der Pflichtenlehre sich in einer solchen Allgemeinheit zu halten, daß die Regeln für Alle auf die gleiche Weise passen, und auch aus diesem Grunde mehr angezeigt wird, was die Menschen nicht thun sollen, als was sie thun sollen. Alles dieses ist allerdings auch die göttliche Idee, aber nur in ihrer entferntern, und abgeleiteten Gestalt, keinesweges in ihrer frischen Ursprünglichkeit. Die ursprüngliche göttliche Idee von einem bestimmten Standpunkte in der Zeit läßt größtentheils sich nicht eher angeben, als bis der von Gott begeisterte Mensch kommt,

und sie ausführt. Was der göttliche Mensch thut, das ist göttlich. Im Allgemeinen ist die ursprünglich und rein göttliche Idee, — das, was der unmittelbar von Gott begeisterte soll, und wirklich thut, — für die Welt der Erscheinung schöpferisch, hervorbringend das neue — unerhörte, und vorher nie da gewesene. Der Trieb des bloßen natürlichen Daseyns geht auf das Beharren beim Alten; selbst wo die göttliche Idee sich mit ihm vereinigt — auf die Aufrechthaltung des bisherigen guten Zustandes, und höchstens auf kleine Verbesserungen desselben: wo aber die göttliche Idee rein und ohne Beimischung des natürlichen Antriebes ein Leben gewinnt, da baut sie neue Welten auf, auf die Trümmern der alten. Alles Neue, Große und Schöne, was von Anbeginn der Welt an in die Welt gekommen, und was noch bis an ihr Ende in sie kommen wird, ist in sie gekommen, und wird in sie kommen durch die göttliche Idee, die in einzelnen Auserwählten theilweise sich ausdrückt.

Eben so, wie das Leben der Menschen das einzige unmittelbare Werkzeug und Organ ist der göttlichen Idee in der Sinnenwelt, so ist dasselbe menschliche Leben auch der erste und unmittelbare Gegenstand dieser Wirksamkeit. Die Fortbildung der menschlichen Gattung hat die göttliche Idee — dieselbe Fortbildung hat jeder, welcher von dieser Idee ergriffen wird, — zum Ziele. Diese letztere Einsicht macht es uns möglich, die göttliche Idee in Absicht ihres Wirkungskreises einzutheilen, oder, die Eine an sich untheilbare Idee als mehrere Ideen zu denken.

Zuförderst: das an sich und in der Wahrheit einige und untheilbare menschliche Leben ist in der Erscheinung, in das Leben mehrerer Individuen nebeneinander, deren jedes mit seiner Freiheit und Selbstständigkeit versehen ist, zerfallen. Diese Zertheilung des Einen Lebendigen ist eine Natureinrichtung, somit eine Störung und Hemmung des wahren Lebens, wirklich geworden deswegen, damit an ihr, und in dem Streite mit ihr, die Einheit des Lebens,

die, nach der göttlichen Idee ist und seyn soll, mit Freiheit sich bilde: das menschliche Leben ist nicht Eins geworden durch die Natur, damit es sich selber lebe zur Einheit, und damit alle die getrennten Individuen durch das Leben selber zur Gleichheit der Gesinnung zusammenschmelzen. Im natürlichen Zustande widerstreiten einander und hemmen sich gegenseitig die verschiedenen Willen dieser Individuen, und die durch sie bewegten Naturkräfte. So ist es nicht in der göttlichen Idee, und so soll es nach derselben in der Sinnenwelt nicht bleiben. Die erste, keinesweges in der bloßen Natur begründete, sondern erst durch eine neue Schöpfung in die Welt eingeführte Macht, an welcher dieser Streit der individuellen Kräfte so lange sich bricht, bis er durch allgemeine Sittlichkeit gänzlich aufgehoben werde, ist die Errichtung des Staats, und eines rechtlichen Verhältnisses zwischen mehreren Staaten; kurz, alle die Einrichtungen, wodurch jeder einzelnen oder verbundenen individuellen Kraft die ihr

zugehörige Sphäre angewiesen, und sie in derselben zugleich beschränkt, und zugleich vor allem fremden Eingriffe gesichert wird. Diese Einrichtung lag in der göttlichen Idee, sie ist auf Antrieb derselben von begeisterten Menschen in die Welt eingeführt worden, sie wird durch denselben Antrieb in der Welt erhalten, und immerfort vervollkommnet werden, bis zu ihrer Vollendung.

Dieses vom Streite mit sich selbst zur Einmüthigkeit zu erhebende Menschengeschlecht ist noch überdies mit einer willenlosen Natur umgeben, welche sein freies Leben immerfort beschränkt, bedrohet und einengt. So mußte es seyn, damit dieses Leben durch eigne Freiheit seine Freiheit gewinne; und diese Kraft und Selbstständigkeit des sinnlichen Lebens soll, zufolge der göttlichen Idee, fortschreitend sich entwickeln. Dazu bedarf es, daß die Naturkräfte den menschlichen Zwecken unterworfen werden, und, damit man dieses vermöge, daß man die Gesetze, nach denen diese Kräfte wir-

sen, erkenne, und im Voraus ihre Kraftäuſ-
ſerungen zu berechnen vermöge. Ueberdies, nicht
bloß nützlich und brauchbar ſoll die Natur dem
Menſchen werden, ſie ſoll zugleich anſtändig
ihn umgeben, das Gepräge ſeiner höhern
Würde annehmen, und von allen Seiten daſ-
ſelbe ihm entgegen ſtralen. Dieſe Herrſchaft
über die Natur lag in der göttlichen Idee, und
wird auf den Antrieb dieſer Idee durch Ein-
zelne, die von ihr ergriffen werden, unaufhör-
lich erweitert.

Endlich, der Menſch hat ſeinen Sitz nicht
bloß in der Sinnenwelt, ſondern die eigent-
liche Wurzel ſeines Daſeyns iſt, wie wir ge-
ſehen haben, in Gott. Von der Sinnlichkeit
und ihren Antrieben fortgeriſſen, kann das
Bewußtſeyn dieſes Lebens in Gott ſich ihm
leicht verbergen, und ſodann lebt er, welche
edle Natur er auch übrigens ſeyn möge, in
Streit und Zwieſpalt mit ſich ſelber, in
Unfrieden, und Unſeeligkeit, ohne wahre Wür-
de und Lebensgenuß. Erſt wie das Bewußt-

seyn der wahren Quelle seines Lebens ihm aufgeht, und er freudig in dieselbe sich taucht, und ihr sich hingiebt, überströmt ihn Friede, Freude und Seeligkeit. Es liegt in der göttlichen Idee, daß alle Menschen zu diesem erfreuenden Bewußtseyn kommen, um das ausserdem unschmackhafte endliche Leben mit dem unendlichen zu durchdringen und in ihm zu genießen: drum haben von jeher Begeisterte gearbeitet, und werden fortarbeiten, dieses Bewußtseyn in seiner möglichst reinsten Gestalt unter den Menschen zu verbreiten.

Die genannten Wirkungssphären: die der Gesetzgebung, die der Naturkenntniß, und Naturherrschaft, die der Religion, sind die allgemeinsten, in denen die göttliche Idee durch Menschen in der Sinnenwelt sich äußert und darstellt. Es ist sichtbar, daß jeder dieser Hauptzweige wiederum seine einzelnen Theile habe, in denen vereinzelt die Idee sich offenbaren könne. Rechnet man nun noch dazu die Wissenschaft der göttlichen Idee, sowohl das

es eine ſolche Idee gebe, als die, ihres Inhalts im Ganzen, oder in einzelnen beſondern Theilen; ferner die Kunſt und Fertigkeit, die klar erkannte Idee in der Sinnenwelt wirklich darzuſtellen; — welches beides, die Wiſſenſchaft wie die Kunſt, doch auch nur durch den unmittelbaren Antrieb der göttlichen Idee erworben werden kann — ſo haben wir die fünf Hauptarten, wie die Idee in dem Menſchen ſich äußert.

Die Art der Bildung nun, durch welche, nach der Annahme eines Zeitalters, man zum Beſitz dieſer Idee, oder dieſer Ideen komme, haben wir die gelehrte Bildung, und denjenigen, der durch dieſe Bildung hindurch wirklich zu dem angeſtrebten Beſitze gekommen, den Gelehrten deſſelben Zeitalters genannt: und es muß Ihnen durch das heute Geſagte leichter geworden ſeyn, dieſen Ausſpruch wahr zu finden, die verſchiednen Zweige der Gelehrſamkeit, die man annimmt, darauf zurükzuführen, daraus abzuleiten, und ſo unſern Ausſpruch anzuwenden.

Dritte Vorlesung.

Vom angehenden Gelehrten überhaupt; insbesondere vom Talente und Fleiße.

Die Idee selbst ist es, welche durch eigene Kraft in dem Menschen ein selbstständiges und persönliches Leben sich verschaft, in diesem selbstständigen Leben sich fortdauernd erhält, und vermittelst desselben die Welt ausser diesem persönlichen Leben nach sich gestaltet. Der natürliche Mensch vermag nicht durch eigene Kraft sich zum Uebernatürlichen zu erheben; er muß durch die Kraft des Uebernatürlichen selbst dazu erhoben werden. Dieses sich selbst gestaltende, und erhaltende Leben der Idee im Menschen stellt sich dar, als Liebe: — zuförderst, der Wahrheit nach, als Liebe der Idee zu sich selber,

ſelber, ſodann in der Erſcheinung, als Liebe des Menſchen für die Idee. — Dies haben wir in unſrer erſten Vorleſung ausgeſtellt.

So verhält es ſich im Allgemeinen mit aller Liebe; nicht anders im Beſondern mit der Liebe zu der Erkenntniß der Idee, zu welcher Erkenntniß der Gelehrte ſich erheben ſoll. Die Liebe der Idee überhaupt für ſich ſelbſt, und insbeſondere für ihre eigene Klarheit bricht in dem von ihr ergriffenen und als Eigenthum beſeſſenen Menſchen hervor als Erkenntniß der Idee; in dem reifen Gelehrten, in einer beſtimmten und vollendeten Klarheit; in dem angehenden, anſtrebend diejenige Klarheit, welche ſie in dieſem Individuum unter dieſen Umſtänden gewinnen kann. — Wir reden, dem — gleichfals in der erſten Vorleſung vorgezeichneten Plane folgend — zuerſt vom angehenden Gelehrten.

In ihm ſtrebet zu allererſt die Idee, ſich ſelbſt zu faſſen in einer beſtimmten Geſtalt, und ſich zum Stehen zu bringen unter dem un-

aufhörlichen Wogen der mannigfaltigen Vorstellungen, die in ſtetem Wechſel ſich in ſeiner Seele durchkreuzen. Er wird durch dieſes Streben ergriffen von der Ahndung eines ihm noch unbekannten und in keinem deutlichen Begriffe von ihm anzugebenden Wiſſens, bei jedem von ihm Erfaßten fühlend, daß dieſes nicht das rechte ſey — ohne deutlich ausſprechen zu können, was von dem Rechten ihm eigentlich abgehe, und wie das an ſeine Stelle zu ſetzende Rechte beſchaffen ſeyn ſolle. Dieſes Streben der Idee in ihm wird von nun an ſein eigenes Leben und der höchſte, und innigſte Trieb deſſelben, und tritt an die Stelle ſeines bisherigen ſinnlich egoiſtiſchen, bloß auf perſönliche Erhaltung und thieriſches Wohlſeyn gerichteten Triebes; denſelben ſich unterordnend, und darum vernichtend, als Einzigen und Grund-Trieb. — Allerdings wird ferner, ſo wie bisher, das gegenwärtige perſönliche Bedürfniß ſeine Befriedigung fordern; nur wird dieſe Befriedigung nicht mehr alſo, wie bisher, auch nachdem das

gegenwärtige Bedürfniß gehoben iſt, weder der dauernde Gedanke, noch der nicht aus den Augen ſchwindende Gegenſtand auch des ruhigen Nachdenkens, noch die Triebfeder alles Thuns und Laſſens des denkenden Weſens bleiben. Wie die ſinnliche Natur ihr Recht erhalten haben wird; ſo wird der befreite, und mit neuer Kraft ausgerüſtete Gedanke aus der fremden Welt, in die er herabgezogen wurde, ganz von ſelbſt, und ohne äußere Zunöthigung oder Vorſatz wieder zurükkehren in ſeine Heimath, und ſich auf die Bahn begeben, von deren Ziele jenes Geahndete unbekannte ihm entgegenſtralte. Nach dieſem Unbekannten wird er unaufhörlich hingezogen; — in dem Dichten und Trachten darnach verlieren ſich ſeine beſten geiſtigen Kräfte.

Man nennt dieſen ſo eben beſchriebenen Trieb nach einem nicht deutlich gekannten Geiſtigen Genie: und nennt ihn alſo aus gutem Grunde. Er iſt ein Uebernatürliches, nach einem andern Uebernatürlichen Hinziehendes

im Menſchen, welches die Verwandſchaft deſſelben mit der geiſtigen Welt, und ſeine urſprüngliche Heimath in dieſer Welt andeutet. Ob man nun annehme, daß dieſer Trieb, der an ſich die göttliche Idee überhaupt, in ihrer urſprünglichen Einheit und Untheilbarkeit anſtreben ſollte, gleich urſprünglich, und bei der erſten Erſcheinung eines beſtimmten Individuum in der Sinnenwelt ſich alſo geſtalte, daß dieſes Individuum die Idee nur in einem gewiſſen Berührungspuncte zuerſt erfaſſen, und nur von dieſem Berührungspuncte aus in das Ganze allmählig eindringen könne; oder ob man lieber annehmen wolle, daß dieſer eigentliche Berührungspunct für das Individuum ſich nur während der erſten Entwikelung der individuellen Kraft an dem mannigfaltigen Stoffe, der ihr dargeboten wird, bilde, und jedesmal in denjenigen Stoff falle, der gerade im Momente der ſattſam entwickelten Kraft derſelben durch das Ohngefähr dargeboten wird: — welches von beiden man annehmen

wolle, ſage ich; ſo wird doch in der Erſcheinung der wirklich ſich äußernde, und etwas erfaſſende Trieb immer ſich darſtellen, als Trieb für eine beſondere Seite der Einen an ſich untheilbaren Idee, oder — wie man zu folge der Erörterung in unſrer lezten Vorleſung, ohne Mißverſtändniß zu befürchten, auch ſagen kann: — als Trieb für eine beſondere Idee in der Sphäre aller möglichen Ideen; oder, wenn dieſer Trieb Genie genannt wird, — das Genie wird immer erſcheinen als ein beſonderes Genie, für Philoſophie, Poeſie, Naturbeobachtung, Geſezgebung und dergleichen, keineswegs aber bloß im Allgemeinen, als Genie. Dieſes beſondere Genie iſt, nach der erſten Annahme, gleich als beſonderes in dieſer ſeiner Beſtimmtheit angeboren; nach der zweiten iſt es nur im Allgemeinen als Genialität überhaupt angeboren, und lediglich, durch den ohngefähren Gang der Bildung, in Genie für dieſes beſondere Fach verwandelt worden. Die Entſcheidung

dieſes Streites liegt außerhalb der Grenze unſerer dermaligen Aufgabe.

Wie er entſchieden werde, ſo leuchtet auf jeden Fall ein im Allgemeinen, die Unentbehrlichkeit der vorläufigen geiſtigen Bildung, und einer erſten Anweiſung, mit Begriffen, und Erkenntniſſen umzugehen, und zu ſchalten, damit ſich entdecke, ob überhaupt Genie da ſey; ferner leuchtet ein im Beſondern die Nothwendigkeit, Begriffe von mancherlei Art und Natur an den Menſchen zu bringen; damit entweder das angeborne beſondere Genie aus ihnen die ihm angemeſſene Art des Stoffes herausfinde, oder das nicht angeborne in der Mannigfaltigkeit irgend einen beſondern ſich erwähle. Schon dieſer allererſten geiſtigen Bildung entdekt ſich das künftige Genie. Jener Trieb iſt ein Trieb des Wiſſens, der zuerſt auf das Wiſſen, nur als Wiſſen, und lediglich um zu wiſſen, geht, und als Wißbegierde erſcheinet.

Aber ſelbſt nachdem dieſer Trieb ſichtbar,

entweder in der regen Verfolgung des uns reizenden Räthsels, oder auch in glüklichen Ahndungen zur Lösung desselben, herausgetreten, bedarf es noch immer des fortgesetzten Fleißes, und der ununterbrochenen Forschung. — Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob es das natürliche Talent, oder der Fleiß sey, was in den Wissenschaften am meisten fördere. Ich antworte: beides muß sich vereinigen; für sich allein, und ohne das andere taugt keines von beiden. Das natürliche Talent, oder das Genie ist ja nichts weiter, als der Trieb der Idee, sich zu gestalten; die Idee aber hat an sich gar keinen Inhalt oder Körper, sondern sie erbaut sich denselben erst aus den wissenschaftlichen Umgebungen der Zeit, welche lediglich der Fleiß herbeiliefert. Wiederum vermag auch der Fleiß nichts weiter, als diese Umgebungen und Elemente der zu erbauenden Gestalt herbeizuschaffen; — dieselbe organisch zu verbinden, und ihr eine lebendige Seele einzuhauchen, vermag er nicht, sondern dies bleibt lediglich der Idee,

die als natürliches Talent sich offenbaret, überlassen, Daß die in dem wahren Gelehrten zum Leben gekommene Idee in die umgebende Welt eingreife, ist ja der Zwek ihrer Gestaltung. Sie soll das höhere Lebensprincip werden, und die innigste Seele der umgebenden Welt; sie muß darum gerade denselben Körper angenommen haben, den diese umgebende Welt trägt, in demselben, wie in ihrer Behausung wohnen, und jedes Gliedmaß davon mit freier Willkühr nach ihrem jedesmaligen Zwecke bewegen, so wie jeder Gesunde seine eigenen Hände, oder Füße, in Bewegung zu sehen vermag. Bei wem das inwohnende Genie, entweder, weil ihm die Wege zur gelehrten Bildung nicht zugänglich sind, oder weil er aus Trägheit und hochmüthigem Eigendünkel sie verschmäht, mit seiner Gestaltung auf halbem Wege stehen bleibt, — zwischen dem und seinem Zeitalter, und — was aus dem leztern folgt — zwischen ihm, und jedem möglichen Zeitalter, und dem ganzen Menschengeschlechte in jedem Punkte

ſeiner Bildung — iſt eine unausfüllbare Kluft befeſtiget, und die Mittel des wechſelſeitigen Einfluſſes ſind abgeſchnitten. Was auch in ihm wohnen möge, oder ſtrenger ausgedrükt, was auch bei fortgeſezter Bildung in ihn eingekehrt ſeyn möchte: er kann es weder ſich ſelber, noch andern klar deuten, noch es zur bedachten Regel ſeines Handelns machen, und ſo es in der Welt realiſiren. Es gebrechen ihm die zwei nothwendigen Beſtandtheile des wahrhaftigen Lebens der Idee: die Klarheit, und die Freiheit. Die Klarheit: ſein Grundbegriff iſt ihm nicht durchſichtig, und in allen ſeinen Punkten nach allen Richtungen hin zu erneuernd, von der innerſten Wurzel an, wo er aus der Gottheit unmittelbar übergeht in ſeine Seele, bis zu allen Punkten, in denen er eingreifen, und ſich geſtalten muß in der wirklichen Welt, und nach allen beſondern Geſtalten, die er unter jeder Bedingung annehmen muß. Die Freiheit, welche aus der Klarheit entſpringt, und wie iſt ohne ſie: er erkennt

nicht an jeder Erscheinung, die ihm vorkommt, auf den ersten Blick, die Gestalt, welche in ihr der Begriff nehmen müßte, und das Mittel, dessen man sich dazu bedienen müßte, noch hat er dieses Mittel in seiner freien Gewalt. Man nennt ihn Schwärmer, und dies ist sein rechter Name. — In welchem dagegen die Idee sich vollkommen ausgestaltet, der erblikt aus ihr, als seinem einigen Lichtpunkte, die ganze Wirklichkeit, und durchblikt sie in demselben Lichte innerlich; was auf seine Idee irgend sich bezieht, versteht er aus ihr, wie es so geworden, was an ihm recht sei, was ihm zum rechten noch fehle, auf welche Weise es recht gemacht werden müßte; und er hat überdies das Mittel dieses Rechtmachens in seiner freien Gewalt. Erst sodann ist in ihm die Gestaltung der Idee vollendet, und er ein reifer Gelehrter: — derjenige Punkt, wo der Gelehrte übergeht in den freien Künstler, ist der Punkt der Vollendung des Gelehrten. Daher bedarf es, selbst nachdem Genie sich gezeigt,

und ein sich gestaltendes Leben der Idee sichtbar geworden, bis zur Vollendung dieser Gestaltung, des fortgesetzten Fleißes. Daß nach der Vollendung des Gelehrten die Bildungs-Epoche des Künstlers anhebe, daß auch diese des Fleißes bedürfe, daß sie unendlich sey: liegt nicht im Gebiete unsrer gegenwärtigen Aufgabe, und wir erinnern es nur im Vorbeigehen.

Doch, was sage ich, daß es auch nach der Erscheinung des Genies des Fleißes bedürfe: — gleich als ob ich diesen Fleiß von meiner Verordnung, von meinem Gutachten, und von meinem Erweise seiner Nothwendigkeit abhängig zu machen, und den fehlenden dadurch hervorzubringen gedächte? Vielmehr, wo das Genie nur wirklich eingetreten, da findet sich der Fleiß von selber, und vermehrt sich in steter Steigerung, und treibt den angehenden Gelehrten unaufhaltsam fort zu seiner Vollendung; wo hingegen der Fleiß sich nicht findet, da war es nicht das Genie, und der Antrieb der Idee, welche zum Vorschein kamen, sondern etwas

höchst gemeines und unwürdiges an seiner Stelle.

Die Idee ist nicht ein individueller Zierath, da das Individuum als solches überhaupt nicht in der Idee liegt, sondern sie strebt auszuströmen in das ganze Menschengeschlecht, dieses neu zu beleben, und nach sich umzubilden. Dies ist der beständige Charakter der Idee; und was ohne diesen Charakter ist, ist nicht die Idee. Wo sie daher ein Leben gewinnt, strebt sie, durch ihr eignes inneres, keineswegeſ durch das individuelle Leben, unwiderstehlich nach dieser allgemeinen Wirksamkeit. Sie treibt sonach jeden, den sie nur wirklich ergriffen, wider den Willen und den Dank der persönlich sinnlichen Natur in ihm, und eben als leidendes Werkzeug fort zu dieser allgemeinen Wirksamkeit, zu der Geschicklichkeit dazu, und zu dem Fleiße, den ihre Erwerbung erfordert. Ganz von selber, und ohne daß es dazu des Vorsatzes der Person bedürfe, hört sie nicht auf zu wirken, und sich zu entwikeln, bis sie

die lebendige, und in die Umgebung eingreifende Geſtalt gewonnen, die ſie unter dieſen Bedingungen gewinnen kann. Wo bei vorhandenen und zugänglichen Mitteln zur Fortſetzung der gelehrten Bildung — denn der zweite Fall, daß dieſe Mittel nicht vorhanden, oder der Perſon nicht zugänglich ſeyen, kommt hier nicht in Betrachtung, — wo, ſage ich, im erſten Falle die Perſon bei dem Selbſtbewußtſeyn, daß ſie etwas der Idee, oder dem Genie ähnliches habe, ſtehen bleibt, da iſt weder Idee, noch Genie, ſondern es iſt lediglich eine hochmüthige Natur vorhanden, welche vor andern ihres Gleichen mit etwas ungemeinem ſich herauspuzen wollte. Eine ſolche Natur äußert ſich zunächſt in der Selbſtbeſchauung ihrer Eigenſchaften und Vorzüge, und in dem wollüſtigen Beruhen darauf, womit verächtliche Seitenblikke auf die perſönlichen Eigenſchaften und Gaben anderer meiſtens vereinigt ſind; dagegen derjenige, der von der Idee raſtlos fortgetrieben wird, keine Zeit übrig behält, an ſich ſelbſt zu denken, noch, verloren

mit allem ſeinen Sinnen in die Sache, ſein oder anderer Talent für dieſe Sache abzuwägen. Das Talent, wo welches vorhanden iſt, ſieht, — die Sache nemlich, keinesweges aber ſieht es ſich; ſo wie ein geſundes Auge auf das Objekt ſich heftet, keinesweges aber nach ſich ſelber hinſchielt. In ſolchen daher lebt ſicher nicht die Idee. — Was iſt es denn alſo, das ſie belebt, und zu der vielleicht emſigen und ſchnellen Agilität forttreibt, die wir an ihnen bemerken? Eben ihr kräftiger Hochmuth und Eigendünkel, und der verzweifelte Vorſatz, der Natur zum Trotz, für eine ungemeine Natur zu gelten, iſt es, was ſie begeiſtert, was ſie forttreibt und fortſpornt, und was ihnen ſtatt des Genie dient. Und was iſt denn dasjenige, das ſie hervorbringen, und was dem gemeinen Blicke, der ſelbſt nicht im Reinen und Klaren iſt, und der beſonders auf das ausſchließende Kriterium alles wahrhaft Idealen, auf Klarheit, Freiheit, Beſonnenheit, Künſtlergepräg nicht achtet, ſo ausſieht, als wäre es Idee:

was ist es? Entweder etwas, das sie selbst auf eigene Hand sich ausgedacht, oder sich einfallen gelassen haben, das sie zwar selbst nicht verstehen, wovon sie jedoch hoffen, daß es neu, frappant, paradox erscheinen, und darum weit glänzen werde, und womit sie sich nun auf gutes Glück auf Abentheuer begeben, in der Hoffnung, daß im Verfolge sie selbst, oder andere einen Sinn darin entdecken werden. Oder auch, sie entlehnen es von andern, sehr künstlich es verdrehend, verschiebend und verschraubend, daß man die erste Gestalt daran nicht so leicht wieder erkennt; schmähen auch wohl aus Vorsicht auf die erste und wahre Heimath des entlehnten, daß daselbst nichts zu holen sey, auf daß Unbefangene ja nicht auf den Gedanken kommen, dort nachzusuchen, ob sie nicht etwa selber das Ihrige da geholt.

Mit einem Worte: Selbstbeschauung, Selbstbewunderung und Selbstlobpreisung — bleibe die letztere auch innerlich, und werde vor dem Auge des Beobachters sorgfältig verbor-

gen, — und der aus ihnen entſpringende Unfleiß und die Verſchmähung des in der Niederlage der gelehrten Bildung ſchon Vorhandenen, zeugen ſicher von Mangel an wahrem Talent: ſich ſelbſt vergeſſen und verlieren in der Sache, und vor ihrem Gedanken zu keinem Gedanken an ſich ſelber kommen können, iſt die unabtrennliche Begleitung jedes wahren Talents. Es folgt daraus, daß jedes wahre Talent, beſonders auf dem Wege ſeiner erſten Entwickelung, wiewohl auch nachher, und nachdem es zur Reife gekommen, von zarter Beſcheidenheit und ſchamhafter Jungfräulichkeit umgeben wird. Das Talent ſelbſt weiß am allerwenigſten von ſich ſelber; es iſt ſchon und wirkt und waltet mit ſtiller Macht fort, ehe es zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt kommt. Wer ſtets nach ſich ſelber hinſieht, wie es ihm anſtehe, und was an ihm ſey, und zu allererſt es entdekt, an dem iſt ſicher nicht viel.

Fern ſey es daher von mir, falls etwa hier unter uns ein aufblühendes Talent ſich finden ſollte, die zarte Schaam und Beſcheidenheit

denheit deſſelben zu trüben, durch die allgemeine Aufforderung an Sie, ſich ſelber zu prüfen, ob Sie wohl von der Idee ergriffen ſeyn möchten. Vielmehr widerrathe ich Ihnen dringend, dieſe auf die angegebene Frage geſtellte Selbſtprüfung. Und damit dieſes nicht als eine Folge bloßer Lehrerklugheit und vielleicht zu weit getriebener Vorſichtigkeit erſcheine, ſondern als Reſultat der abſoluten Nothwendigkeit einleuchte, ſetze ich noch hinzu, daß dieſe alſo aufgeſtellte Frage keiner weder ſich ſelber beantworten, noch von einem andern die ſichere Antwort darauf erhalten kann; daß daher bei einer angeſtellten Selbſtprüfung die Wahrheit nicht zum Vorſchein kommen, dagegen aber der Jüngling zu jener Selbſtbeſchauung, und jenem eigenliebigen Brüten auf ſich ſelber angeführt werde, durch welches auf die Länge jedermann ſowohl intellektuell, als moraliſch bis auf den Grund verdirbt. Es giebt Zeichen in Menge, an denen man erkennen kann, daß das etwa im Verborgenen vorhandene Talent bei einem

Studirenden noch nicht zum Vorschein gekommen, und wir werden in der Zukunft vermittelst des Gegensatzes mit dem heute Gesagten Veranlassung finden, die merkwürdigsten anzugeben; aber es giebt nur Ein entscheidendes Kriterium, daß Talent vorhanden gewesen sey, oder daß keines vorhanden gewesen sey; und dieses Eine entscheidende Kriterium ist erst nach dem vollendeten Erfolge anwendbar. Wer da wirklich zu einem vollendeten Gelehrten und Künstler, in dem angegebenen Sinne des Worts geworden ist, seine Welt umfassend aus seiner klar durchschaueten Idee, und von dieser Idee aus in jeden Punkt dieser seiner Welt frei einzugreifen vermögend, der hat Talent gehabt, und ist von der Idee ergriffen gewesen, und diesem läßt es sich nun auch sagen, daß er davon ergriffen gewesen; wer ohnerachtet des fleißigsten Studiums, dennoch in das reife Alter tritt, ohne sich zur Idee erhoben zu haben, der ist ohne Talent gewesen, und ohne Berührung mit der Idee, und es läßt sich ihm

dieſes nunmehro auch ſagen: dem aber, der noch auf dem Wege ſich befindet, läßt ſich keines von beiden ſagen.

Es bleibt bei dieſer eben ſo weiſen, als nothwendigen Einrichtung der Dinge für den ſtudirenden Jüngling, der durchaus nicht wiſſen kann, ob Talent in ihm vorhanden ſey, oder nicht, nichts anderes übrig, als daß er immer fort handle, als ob welches in ihm vorhanden ſey, das doch endlich zum Vorſchein kommen müſſe, und daß er ſich unter alle die Bedingungen, und in alle die Lagen verſetze, in denen es zum Vorſchein kommen muß, falls es vorhanden iſt; daß er mit unermüdetem Fleiße, in treuer Hingebung des ganzen Gemüthes, alle die Mittel der gelehrten Bildung ergreife, die ſich ihm darbieten. Den ſchlimmſten Fall geſetzt, daß am Ende ſeines Studiums ſich finde, es habe aus der ganzen in ihm aufgehäuften Maſſe der Gelahrtheit nirgends ein Funke von Idee ihm entgegen geſtralt, ſo bleibt ihm doch wenigſtens Ein Be-

wußtſeyn, welches unentbehrlicher iſt, als das Genie, und bei deſſen Abweſenheit der Beſitzer des größten Genie weit weniger werth iſt, denn Er: — das Bewußtſeyn, daß es nicht an ihm liege, wenn er nicht mehr geworden, und daß der Platz, auf dem er ſtehen geblieben, der Wille Gottes ſey, dem er mit Freuden ſich füge. Talent läßt ſich keinem anmuthen; denn es iſt eine freie Gabe der Gottheit; redlicher Fleiß aber und Ergebung in ſeine Natur läßt ſich jedem anmuthen: auch iſt dieſe gründliche Rechtſchaffenheit ſelbſt die göttliche Idee in ihrer allgemeinſten Geſtalt, und kein nur redliches Gemüth iſt ohne Gemeinſchaft mit der Gottheit.

Die mittelſt jenes aufrichtigen Strebens nach etwas Höherem erworbenen gelehrten Kenntniſſe werden ihn immer zu einem tauglichen Werkzeuge machen für höher gebildete, welche in den Beſitz der Idee gekommen. Gern und ohne Neid und Eiferſucht, und ohne ein nagendes Ringen nach Höhen, für

die er nicht gemacht iſt, wird er dieſen ſich unterwerfen, und mit der ihm ſchon zur andern Natur gewordenen Treue ihrer Leitung ſich hingeben; alſo ſich erwerbend die Gewißheit, ſeine Beſtimmung erfüllt zu haben, als das letzte und höchſte, was in irgend einer Lage der Menſch ſich erwerben kann.

Vierte Vorlesung.

Von der Rechtschaffenheit im Studiren.

Soll jemand ein wahrer Gelehrter werden, also daß die göttliche Idee von der Welt in ihm theils diejenige Klarheit, theils denjenigen Einfluß auf die ihm umgebende Welt gewinne, die sie unter diesen Umständen gewinnen kann, so muß diese Idee selber durch ihre eigene innere Kraft ihn ergreifen und ihn unaufhaltsam forttreiben zum Ziel.

Nun stehen wir in unserer Beschreibung des Wesens des wahren Gelehrten bei der Schilderung des angehenden Gelehrten oder des Studirenden.

Ist dieser schon wirklich von der Idee ergriffen, oder, was dasselbe heißt, hat er Ge-

nie und wahrhaftes Talent, ſo iſt er über alle unſere Vorſchriften erhaben; ohne unſer, ja ohne ſein eigenes Zuthun wird dieſes Talent ſeine Beſtimmung in ihm erreichen; auch haben wir, was in dieſem Falle zu ſagen iſt, in der letzten Vorleſung erſchöpft.

Aber, wie wir gleichfalls in derſelben Lehrſtunde eingeſehen haben, der angehende Gelehrte kann nie entſcheiden, ob er in dem von uns angegebenen Sinne des Wortes Talent habe, oder nicht, noch kann es ein anderer ſtatt ſeiner, und in ſeine Seele hinein entſcheiden. Es bleibt ihm daher nichts übrig, als mit inniger und vollkommener Rechtſchaffenheit alſo zu handeln, als ob Talent in ihm verborgen wäre, das doch endlich einmal zum Vorſchein kommen müſſe. Selbſt das wirkliche Talent, wo es vorhanden iſt, äußert ſich gerade ſo, wie jene Rechtſchaffenheit im Studiren; beide fallen in der Erſcheinung wiederum zuſammen, und kommen vollkommen überein.

Von jenem in Beziehung auf den ange-

henden Gelehrten wenigstens unterscheidlichen Merkmale des Talents absehend, haben wir nur die Aeußerungen der Rechtschaffenheit im Studiren vollständig zu erschöpfen, und wir sind sicher, das bestimmte Bild dessen, der auf die rechte Weise studirt, aufgestellt zu haben. Der rechtschaffene Studirende ist für uns der wahre Studirende überhaupt, und beide Begriffe gehen in einander auf.

Die Rechtschaffenheit überhaupt, (wie wir gleichfalls damals bemerkten) ist selbst eine göttliche Idee, und es ist die göttliche Idee in ihrer allgemeinsten Gestalt, in der sie alle Menschen in Anspruch nimmt. Sie wirkt daher, so wie die Idee überhaupt, mit ihrer eigenen innern Kraft; ohne Zuthun der persönlichen Liebe des Individuum, ja, vernichtend, so viel sie soll, diese persönliche Selbstliebe, bildet auch sie, eben so wie wir es bisher vom Genie gesagt haben, sich im Menschen aus zu einem eigenen Leben, ihn unwiderstehlich forttreibend, und umfassend alles sein Denken und alles

sein Thun. — Sein Thun habe ich gesagt; die Rechtschaffenheit als Idee ist nemlich eine unmittelbar praktische, ein äußeres, scheinbar freies Handeln des Menschen bestimmende Idee; dagegen das Genie zunächst innerlich und auf die Einsicht wirkt. Wer wirklich Talent hat, der wird mit glücklichem Erfolge studiren, und es wird allenthalben Licht und Klarheit aus den durchdachten Gegenständen ihm entgegen quellen: wer Rechtschaffenheit hat im Studiren, dem läßt dieses Glück sich nicht sicher versprechen, aber es wird wenigstens an ihm nicht liegen, daß er es nicht hat, und er wird nichts, was in seinem Vermögen steht, verabsäumen; um dasselbe sich zu erwerben; selbst wenn er des glücklichen Erfolges nicht theilhaftig würde, so hat er sich doch seiner würdig gemacht.

Die Rechtschaffenheit, als lebendige und herrschend gewordene Ansicht, geht auf die individuelle Person dessen, den sie ergriffen hat, und betrachtet diese als stehend unter einer be-

stimmten Gesetzgebung, als existirend lediglich um einer gewissen Bestimmung willen, und als Mittel für einen höhern Zweck. Der Mensch soll etwas seyn und thun, sein zeitliches Leben soll ein unvergängliches und ewiges Resultat hinterlassen in der Geisterwelt; jedes besondern Individuums Leben ein besonderes, ihm allein zukommendes und von ihm allein gefordertes Resultat; so sieht der Rechtschaffene alles persönliche Leben der Menschen in der Zeit an, und so besonders dasjenige Leben, welches ihm am nächsten liegt, sein eigenes; und auf eine andere Weise vermag derjenige, in welchem diese Rechtschaffenheit lebendige Idee geworden ist, das menschliche Leben sich nicht zu denken. Von dieser Ansicht geht er aus, auf sie kommt er stets wieder zurück, nach ihr richten sich alle seine übrigen Ansichten. Nur in wiefern er jenem Gesetze gehorcht, und jene Bestimmung, die er für die seinige erkennt, erfüllet, mag er sich selber dulden und tragen; alles in ihm, was nicht auf jenen höhern Zweck ge-

richtet ist, und nicht als Mittel für desselben Erreichung einleuchtet, verachtet er, hasset er, wünscht er vernichtet. Er betrachtet seine individuelle Person selbst als einen Gedanken der Gottheit, und so eben, wie die Gottheit ihn gedacht, ist seine Bestimmung und der Zweck seines Daseyns. Dies ist mit einem Zuge die Idee der Rechtschaffenheit, ob nun der Rechtschaffene sich gerade dieser oder anderer Worte bediene.

Zwar läßt sich, wie so eben erinnert worden, der bloßen Rechtschaffenheit, als solcher, nicht mit Sicherheit versprechen, daß sie, im Studiren insbesondere, oder für irgend einen äußern Zweck, den sie sich im Allgemeinen setzt, einen glücklichen Erfolg haben werde; darin aber äußert auch sie die selbstständige und sicher zu ihrem Ziel fortschreitende Kraft der Idee, und mit Sicherheit läßt sich dem Rechtschaffenen versprechen, daß er in der Rechtschaffenheit selber, ihrer Befestigung und ihrer Erhöhung, einen glücklichen Erfolg haben werde.

Er wird im Fortgange auf dem Wege der Rechtlichkeit immer weniger nöthig haben, sich zu ermahnen, und zu ermuntern, und zu kämpfen gegen die wiederkehrende böse Lust, sondern die recht- und gesetzmäßige Denkart und Ansicht wird ihm von selbst kommen, und bei ihm herrschend und zur zweiten Natur werden. Treibe mit Rechtschaffenheit, was du treibst, z. B. dein Studiren, falls du studirst; ob es dir nun mit dem, was du treibst, wie hier mit dem Studiren, gelingen werde, das überlasse Gott; und du überläßest es ihm gewiß, so gewiß du mit Rechtschaffenheit an das Werk gegangen bist; mit der Erlangung der Rechtschaffenheit selber, und noch oben drein der unerschütterlichen Ruhe, der innern Freudigkeit und eines unbefleckten Gewissens wird es dir unfehlbar gelingen.

Wie gesagt, der Rechtschaffene überhaupt betrachtet sein persönliches freies Leben als unabänderlich bestimmt durch den ewigen Gedanken der Gottheit; der studirende Rechtschaf-

seine insbesondere betrachtet sich selbst, als durch diesen Gedanken der Gottheit dazu bestimmt, daß die göttliche Idee von der Beschaffenheit der Welt ihn ergreife, und in ihm eine bestimmte Klarheit und einen bestimmten Einfluß auf die ihn umgebende Welt erhalte. So faßt er seine Bestimmung auf; denn darin besteht das Wesen des Gelehrten; und so gewiß er mit Rechtschaffenheit, d. h. mit der Voraussetzung, daß die Gottheit mit seinem Leben eine Absicht habe, und daß er alles sein freies Handeln nach dieser Absicht einrichten müsse, an das Studiren gegangen ist, so gewiß hat er vorausgesetzt: es sey der göttliche Wille, daß er ein Gelehrter werde. Es kommt hiebei nicht darauf an, ob wir selbst mit Freiheit und Besonnenheit uns diesen Stand erwählt haben, oder ob andere statt unser ihn gewählt, uns in die Wege der Vorbereitung dazu gebracht, und jeden andern Stand für uns verschlossen haben. Wie könnte jemand in den jugendlichen Jahren, in denen die Wahl

des Standes gewöhnlich geschieht, und in den meisten Fällen geschehen muß, die Reife und Besonnenheit haben, um selbst zu entscheiden, ob er, der noch nicht versuchte und entwickelte, Fähigkeit zu den Wissenschaften habe? So wie wir zur Besinnung kommen, ist die Wahl des Standes schon gemacht, sie ist gemacht ohne unser Zuthun, weil wir damals nichts dabei zu thun vermochten, jetzt können wir nicht mehr zurück; diese Nothwendigkeit gilt den unabänderlichen Bedingungen, in die unsere Freiheit sich versetzt findet, mithin dem göttlichen Willen an uns, völlig gleich. Wäre in der gemachten Wahl durch andere gefehlt worden, so wäre das nicht unser Fehler; wir können nicht entscheiden, ob gefehlt worden, und dürfen es nicht voraussetzen; wäre gefehlt worden, so wäre es unsere Sache, den Fehler, so viel an uns liegt, wieder gut zu machen. Auf alle Fälle ist es der göttliche Wille, daß jeder in der Lage, in die die Nothwendigkeit ihn gesetzt hat, alles thue, was in derselben geschehen soll. Wir sind in

die Lage gekommen, zu ſtudiren; es iſt daher ganz ſicher der göttliche Wille, daß wir uns betrachten als angehende Gelehrte, und als alles dasjenige, was in dieſem Begriffe liegt.

Dieſer Gedanke nun mit ſeiner unerſchütterlichen Gewißheit ergreift und erfüllt die Seele jedes rechtſchaffenen Studirenden: — der Gedanke: Ich, wie ich nun heißen mag, dieſe beſtimmte und ausdrücklich beſtimmte Perſon, bin dazu da, und deswegen in das Daſeyn gekommen, damit in mir Gottes ewiger Rathſchluß über die Welt, von einer andern, bis jetzt völlig verborgenen Seite in der Zeit gedacht werde, und Klarheit gewinne, und in die Welt eingreife, ſo daß er nie wieder ausgetilgt werden könne; nur dieſe eine an meine Perſönlichkeit geknüpfte Seite des göttlichen Rathſchluſſes iſt das wahrhaft Seyende an mir; alles übrige, was ich mir noch beimeſſe, iſt Traum, Schatten, Nichts: nur ſie iſt das unvergängliche und ewige an mir, alles übrige wird verſchwinden in das Nichts, aus welchem

es mir ſcheinbar, nie aber nach der Wahrheit, hervorgegangen iſt. Dieſer Gedanke erfüllt ſeine ganze Seele; ob er nun ſelbſt deutlich gedacht und ausgeſprochen werde, oder nicht — alles andere, was da deutlich gedacht, ausgeſprochen, gewünſcht, gewollt wird, läßt auf ihn ſich zurückführen, als ſeine höchſte Prämiſſe, läßt nur aus ihm ſich erklären, und nur unter ſeiner Vorausſetzung ſich als möglich denken.

Durch dieſes Urprinzip alles ſeines Denkens wird er ſich ſelber, und wird der Gegenſtand ſeiner Thätigkeit, die Wiſſenſchaft, ihm über alles ehrwürdig und heilig. — Er ſelber wird ſich ehrwürdig und heilig. Nicht etwa, daß er hochmüthig auf die Vorzüglichkeit ſeiner Beſtimmung, den göttlichen Rathſchluß zum Theil mit zu denken, und ihn einzuführen in die Welt, vor andern unſcheinbareren Beſtimmungen, ruhe; dieſe ſich betrachtend auseinanderſetze; und darum ſeine Perſon für etwas beſſeres achte, als andere Perſonen. Erſcheint

die eine Art der menſchlichen Beſtimmung uns vorzüglicher, als eine andere, ſo iſt das nicht deswegen, weil die Erhabenheit der Individuen, ſondern darum, weil die Erhabenheit der göttlichen Idee in der erſten klärer heraustritt. Der Menſch hat gar keinen eigenen Werth, außer dem, daß er mit Treue ſeine Beſtimmung, von welcher Art dieſelbe ſeyn möge, erfülle; und hier können, ganz unabhängig von der Art der Beſtimmungen, alle einander gleich kommen. Ueber dieſes weiß ja der angehende Gelehrte noch nicht, ob er den eigentlichen Zweck ſeines Studirens, den Beſitz der Idee, erreichen werde, ſonach, ob jene erhabene Beſtimmung die ſeinige ſey; ſondern er iſt nur verbunden, die Möglichkeit davon vorauszuſetzen. Zwar kann der vollendete Gelehrte, von dem wir hier zunächſt nicht reden, nachdem er den Erfolg in der Hand hat, ſeine Beſtimmung faktiſch erkennen; aber auch für ihn dauern die Anforderungen der von ihm ergriffenen

Idee, auf Ausführbarkeit und Ausführung fort, und sie werden fortdauern bis an das Ende seines Lebens, und so wird er nie Zeit erhalten, über die Vorzüglichkeit seiner Bestimmung Betrachtungen anzustellen, wenn auch nicht schon an sich dergleichen Betrachtungen nichtig wären. Aller Hochmuth gründet sich auf das, was man zu seyn glaubt, — zu seyn, im ruhenden und vollendeten Seyn, und der Hochmuth ist eben darum in sich selbst nichtig, und widersprechend; denn gerade dasjenige, was man ist, und wobei das ewige Werden anhält, ist man wahrhaftig — nicht. Unser wahrhaftiges und unmittelbares Seyn in der göttlichen Idee kommt unablässig vor als Anforderung eines Werdens, demnach als Mißbilligung unsers jedesmaligen stehenden Seyns; und so macht die Idee uns wahrhaft bescheiden, und beugt vor ihrer Majestät uns nieder in den Staub. Der Hochmüthige beweiset durch den Hochmuth selbst, daß er der Demuth mehr, denn irgend ein anderer bedürfte, denn indem er

etwas zu seyn glaubt, zeigt er dadurch, daß er wahrhaftig gar nichts ist.

Der Studirende daher wird durch den aufgestellten Gedanken sich selber heilig und über alles ehrwürdig, nicht in Rükſicht deſſen, was er ist, sondern in Rükſicht deſſen, was er werden soll, und immerfort sollen wird. Das eigentliche sich selbst Wegwerfen des Menschen besteht darin, wenn er sich zum Mittel macht für ein Zeitliches und Vergängliches, und Sorge und Mühe an etwas Anderes zu wenden würdigt, als an das Unvergängliche und Ewige. In dieſer Rükſicht soll jeder sich selber ehrwürdig und heilig seyn, und so auch der Studirende.

Zu welchem Zwecke denn, o studirender Jüngling, wendeſt du dieſen Fleiß, welcher, so groß oder gering er sey, doch immer einige Mühe kostet, auf die Wiſſenſchaften? ſtrengeſt du deine Aufmerkſamkeit an, wenn du weit lieber deine Gedanken herumſchweifen ließeſt, verſagſt dir so manchen Genuß, wozu dir die

Luſt gar nicht fehlt? Antworteſt du: damit ich nicht einſt darben müſſe; damit ich eine gute Verſorgung, ein gemächliches Auskommen erhalte, wovon ich mir gütlich thun könne; damit meine Mitbürger mich ehren, und ich leichter ſie zur Erfüllung meiner Wünſche zu bewegen vermöge: — Ich frage, wer iſt denn dieſer Du, für deſſen einſtige Pflege und Wohlſeyn du dich ſo lebhaft intereſſireſt, und für denſelben dich ſchon jetzt abarbeiteſt und aufopferſt? Es iſt noch ſehr ungewiß, ob es je zu der gehofften Pflege kommen wird; geſetzt aber, es käme dazu, und du pflegteſt dieſes Du eine gute Reihe von Jahren hindurch; was wird zuletzt das Ende ſeyn von dem allen? Alle Pflege wird ein Ende haben, und der gepflegte Körper hinſinken, und ſich in einen Aſchenhaufen verwandeln. Und dafür willſt du das einförmige, ſtets in derſelben Geſtalt wiederkehrende und oft verdrießliche Geſchäft des Lebens beginnen, und dir es noch mit Bedacht, über die Laſt, die es ſchon an

ſich bei ſich hat, beſchwerlich machen? Ich wenigſtens ſinge unter dieſer Bedingung den Roman gleich bei dem Ende an, und ginge noch heute in mein Grab, in welches ich über kurz oder lang doch gehen muß. — Oder antworteſt du, mit löblicherem Anſcheine, nur nicht gründlicher, alſo: Ich will meinen Nebenmenſchen nützlich werden, und ihr Wohlſeyn befördern; ſo frage ich: Wozu wird denn nun wieder deine Nützlichkeit nützen? Nach einer Reihe von Jahren wird von allen, denen du nützen willſt, und wie ich dir das freiwillig zugebe, nützen wirſt, kein einziger mehr da ſeyn, noch den mindeſten weitern Nutzen von deiner Nützlichkeit ziehen. Du haſt deine Mühe an das Vergängliche gewendet; ſie vergehet und du vergeheſt mit ihr, und es kommt eine Zeit, wo jede Spur deines Daſeyns ausgetilgt ſeyn wird. — So nicht der würdig Studirende, wenn er auch nur mit dem Prinzip der Rechtſchaffenheit an ſein Geſchäft gegangen iſt. Ich bin, ſagt er zu ſich; aber ſo ge-

wiß ich bin, bin ich da durch einen Gedanken der Gottheit, denn nur sie ist die Quelle des Daseyns, und außer ihr ist kein Daseyn. Was ich durch und in diesem Gedanken bin, das bin ich vor aller Zeit und bleibe es unabhängig von aller Zeit, und dem Wechsel derselben. Dies zu erkennen, will ich streben; an dessen Herausarbeitung will ich meine ganze Kraft wenden; dann ist sie an das Ewige verwendet, und ihr Resultat bleibt am Ewigen. Ich bin ewig, und es ist unter der Würde des Ewigen, daß es sich selbst an die Vergänglichkeit verschwende.

Bey demselben Princip wird dem Studirenden auch der Gegenstand seiner Thätigkeit, die Wissenschaft, ehrwürdig. Es kommt dem angehenden Gelehrten bei seinem Eintritte in das Gebiet der Wissenschaften so manches entgegen, was ihm als sonderbar und willkührlich, als geringfügig, als unscheinbar sich darstellt; den Grund seiner Nothwendigkeit, seinen Einfluß auf das gesammte Gebiet der Wissenschaft

ten, welches er ſelbſt noch nicht überſchaut, vermag er nicht zu begreifen. Was wäre es überhaupt, das der Anfänger, der erſt nur die Theile des Ganzen zuſammenſetzen ſoll, aus dem Ganzen, das er noch nicht hat, ſich zu erklären vermöchte? Indem hiebei der Eine das ihm unbegreifliche vernachläßigt, und verachtet, und ſo unwiſſend bleibt; ein Anderer auf blinden Glauben, und in der Hoffnung, daß es ſchon zu irgend einem Geſchäfte im Leben nützlich ſeyn werde, es mechaniſch lernt: faſſet der Rechtſchaffene, würdig und edel, es auf in der allgemeinen Idee, die er von der Wiſſenſchaft hat. Was ihm auch vorkommt, in jedem Falle gehört es zum Umfange desjenigen, von welchem aus die göttliche Idee ihn zu ergreifen beſtimmt iſt, und zu dem Stoffe, in welchem das Ewige in ihm ſich herausbilden und eine Geſtalt gewinnen ſoll. Erſcheint demjenigen, dem es an beiden, an Talent, wie an Rechtſchaffenheit gebricht, die Wiſſenſchaft als bloßes Mittel, gewiſſe irrdiſche Zwecke zu

erreichen; ſo erſcheint ſie demjenigen, der auch nur mit rechtſchaffenem Herzen ſich ihr weihte, nicht nur in ihren höchſten, und das Göttliche unmittelbar berührenden Zweige, ſondern herunter, bis auf die unſcheinbarſten Vorbereitungskenntniſſe, als etwas in der ewigen Idee der Gottheit ſelbſt gedachtes und beſchloſſenes, und ausdrücklich für ihn und in Beziehung auf ihn gedachtes, damit ſie dadurch ihr Werk an ihm, und vermittelſt ſeiner in dem ganzen ewigen Weltſyſteme, vollende.

Und ſo heiliget ſich ihm denn immer mehr ſeine Perſon durch die Heiligkeit der Wiſſenſchaft, und wiederum die Wiſſenſchaft durch die Heiligkeit ſeiner Perſon. Sein ganzes Leben, ſo unbedeutend es auch äußerlich erſcheine, hat innerlich einen ganz andern Sinn, und eine neue Bedeutung erhalten. Was aus dieſem ſeinem Leben auch erfolgen, oder nicht erfolgen möge, immer iſt es ein göttliches Leben. Und um dieſes Lebens theilhaftig zu werden, bedarf es weder beim Ein-

direnden, noch bei irgend einem menschlichen Geschäfte besonderer Talente, sondern nur des lebendigen guten Willens, welchem Willen der Gedanke unsrer höheren Bestimmung und unsrer Unterordnung unter ein ewiges Gesetz, sammt allem, was daraus folgt, schon von selbst aufgehen wird.

Fünfte Vorlesung.

Wie die Rechtschaffenheit des Studirenden sich äußere.

Die Vorlesungen, welche ich hierdurch wiederum eröffne, haben unter mancherlei ungünstigen Nebenumständen begonnen. Zuförderst, ich mußte meinen Gegenstand aus einem Standpunkte fassen, dessen Höhe zu erschwingen wohl nicht jeder Studirende vorbereitet gewesen seyn dürfte. Ein neu angestellter Lehrer an einer Universität kann nicht füglich das Maaß der im öffentlichen Umlauf befindlichen wissenschaftlichen Bildung kennen; auch ist es natürlich, daß man voraussetzt, die längst vor uns notorisch vorhanden gewesenen Mittel einer solchen Bildung seyen gebraucht worden. Aber

hätte ich auch wissen und voraussetzen können, daß das Publikum im Ganzen zu einer solchen Ansicht nicht hinlänglich vorbereitet sey, ich hätte dennoch meinen Gegenstand nicht anders fassen können, als ich ihn gefaßt habe, oder ich hätte ihn gar nicht berühren müssen. Auf der Oberfläche verweilen, und das schon hundertmal Gesagte nur in einer andern Form wiederholen soll man nicht: wer nichts anderes kann, der thut besser, wenn er ganz schweigt: wer es aber anders kann, der hält es nicht aus, es auf jener Weise zu thun. — Ferner, es mußten die einzelnen Theile dessen, was an sich doch ein systematisches Ganzes ist, durch Zwischenräume von Wochen unterbrochen werden; — und auch für diese Vorlesungen noch ausdrücklich zu erinnern, was ich im Allgemeinen für jeden philosophischen Unterricht vorgeschlagen hatte, daß man das Vorgetragene in seinem Zusammenhange wiederholen, und vor der neuen Vorlesung sich wieder in das Ganze, und in den Geist desselben hineinversetzen solle,

verbot mir der Anstand. Endlich ist der Vortrag in diesen Vorlesungen nicht, wie in meinen übrigen, ganz frei, und sich herablassend zur Vertraulichkeit des Gesprächstones, sondern er ist wörtlich ausgearbeitet, und wird gehalten also wie er nieder geschrieben ist. Auch dies hielt ich der Wohlanständigkeit gemäß, ich wollte diesen Vorträgen auch alle die äußere Bildung geben, welche die von meinen andern Arbeiten übrige, und auf diese zu wendende Zeit verstattete. Oeffentliche Vorträge sind freie Gaben eines akademischen Lehrers; und zum Geschenke giebt der nicht unedle gern das Beste, was er zu geben vermag.

Die beiden zuletzt erwähnten Umstände lassen sich nicht aufheben, und es bleibt Ihnen nichts übrig, als sie aus ungünstigen in für Sie günstige zu verwandeln. Der erste ist für diejenigen, welche meine Privat-Vorlesungen besuchen, durch die letzten Lehrstücke derselben, über den Unterschied der philosophischen Ansicht von der historischen, gehoben; und ich halte

dafür, daß dieſe Lehrſtücke Sie zum Faſſen derjenigen Anſicht, welche wir hier von unſerm Gegenſtande nehmen, ſattſam vorbereitet haben. Ich will heute zuvörderſt das hier behandelte Ganze in die Form, welche Sie dort haben kennen lernen, aufnehmen, es in dieſer Form vorzeigen und von ihr aus wiederholen.

Was es auch irgend ſey, das der Menſch ſeiner Betrachtung unterwerfe, ſo kann es betrachtet werden auf eine doppelte Weiſe, und gleichſam mit einem doppelten Sinnenorgan: entweder hiſtoriſch, durch die bloße innere Betaſtung, oder philoſophiſch, durch das innere Auge; und auf dieſelbe doppelte Weiſe läßt ſich auch derjenige Gegenſtand, welchen wir hier unterſuchen, das Weſen des Gelehrten, auffaſſen. Die hiſtoriſche Anſicht faſſet die vorhandenen Meinungen über den Gegenſtand auf, verſucht unter ihnen die allgemeinſte und herrſchendſte auszuleſen, ſtellt dieſe hin als Wahrheit, erhält aber nichts wahres, ſondern lauter Wahn. Die philoſophiſche erfaſſet die

Dinge, so wie sie an sich sind, d. i. in der Welt des reinen Gedankens, welcher Welt Urprinzip Gott ist, demnach also, wie Gott sie denken müßte, falls ihm ein Denken beizulegen wäre. Welches ist das Wesen des Geleheten, als eine philosophische Frage, bedeutet daher folgendes; wie müßte Gott das Wesen des Gelehrten denken, falls er dächte. In diesem Geiste haben wir die aufgestellte Frage genommen, und in diesem Geiste sie folgendermaßen beantwortet. Zuvörderst: Gott hat die Welt überhaupt gedacht, nicht nur wie sie ist, und sich findet, sondern auch also, wie sie sich durch sich selbst weiter gestalten soll; außerdem, was sie ist, liegt in dem göttlichen Gedanken von ihr noch das Prinzip einer ewigen Fortentwiklung, und zwar einer Fortentwiklung aus dem höchsten, was in derselben sich findet, aus dem vernünftigen Wesen in ihr, vermittelst derselben Freiheit. Sollen nun diese vernünftigen Wesen jenen göttlichen Gedanken von der Welt, wie sie werden soll, durch ihre freie That rea-

lisiren, so müssen sie vor allem voraus ihn selbst fassen und erkennen. Auch dieses Fassen und Erkennen jenes ersten göttlichen Grundgedankens vermögen sie nicht, ausser zufolge eines zweiten göttlichen Gedankens, daß sie, eben diese, denen es verliehen wird, jenen Gedanken fassen sollen. Diejenigen nun, welche in dem göttlichen die Welt erschaffenden Gedanken also gedacht sind, daß sie jenen ersten göttlichen Grundgedanken, zum Theil, fassen sollen, sind in ihm als Gelehrte gedacht; und umgekehrt, Gelehrte sind möglich, und sie sind, wo sie sind, wirklich nur durch den göttlichen Gedanken; und sie sind in dem göttlichen Gedanken solche, welche Gott seinen Grundgedanken von der Welt zum Theil nachdenken; Gelehrte insbesondere, in wiefern sie durch die in jedem Zeitalter, auch nicht ohne den göttlichen Gedanken, vorhandenen Mittel der höchsten geistigen Bildung, zu jenem Denken sich erhoben haben.

Jener göttliche Gedanke von dem Men-

ſchen, als einem Gelehrten, muß nun ſelbſt den Menſchen ergreifen, und ſeine innige Seele, das wahre eigentliche Leben in ſeinem Leben werden. Dies kann geſchehen auf zweierlei Art und Weiſe, entweder unmittelbar, oder mittelbar. Ergreift jener Gedanke den Menſchen unmittelbar, ſo geſtaltet er ſich in ihm durchaus durch ſich ſelber, ohne alles andere Zuthun, zu einer ſolchen Erkenntniß des göttlichen Weltplans heraus, wie ſie in dieſem Individuum heraustreten kann; alles ſein Denken und Treiben geht von ſelber auf dem geradeſten Wege fort zu dieſem Ziele; was er auf dieſem Boden thut, iſt gut und recht, und ohne Fehl, denn es iſt ſelbſt unmittelbar göttliche That. Dieſe Erſcheinung nennen wir Genie. Nun läßt es ſich im einzelnen Falle nie entſcheiden, ob ein Individuum unter dieſem unmittelbaren Einfluſſe des göttlichen Gedankens ſtehe, oder nicht ſtehe.

Oder der zweite, und allgemein anwendbare Fall; der göttliche Gedanke von dem

Indivi-

Individuum als Gelehrten, ergreift den Menschen und begeistert und belebet ihn nur mittelbar. Er findet sich durch seine Lage, die er als, ohne sein Zuthun bestimmt, für den Gedanken der Gottheit anerkennen muß, in der Nothwendigkeit zu studiren. Er ergreift diese Bestimmung — eben vermittelst des Denkens, daß sie der göttliche Gedanke von ihm und über ihn sey, mit Rechtschaffenheit; denn also nennt man das Denken, daß Gott eine Absicht mit unserm Daseyn habe. Durch dieses Umfassen seiner Bestimmung, nicht, daß sie eben überhaupt also sey, sondern daß sie also sey allein und lediglich durch den göttlichen Gedanken, wird ihm sowohl seine Person, als sein Geschäft die Wissenschaft, über alles ehrwürdig, und heilig. Der letzte Gedanke war es, den wir in der vorigen Vorlesung auseinander setzten, und aus welchem wir heute weiter zu folgern gedenken.

Dieser Gedanke der Göttlichkeit und Heiligkeit seiner Bestimmung ist die Seele seines

Lebens, der Trieb, der alles hervortreibt, was aus ihm hervorgeht, der Aether, in welchen alles sich taucht, was ihn umgiebt. Seine Aeußerungen und Erscheinungen in der Sinnenwelt werden denn ohne weiteres jenem Gedanken gemäß. Er will nicht mit ihm übereinstimmend handeln, ermahnet, treibet, nöthiget sich nicht zu einem solchen Handeln, sondern er kann gar nicht anders handeln; sollte er ihm widerstreitend handeln, so würde er dazu sich ermahnen, treiben und nöthigen müssen, und es würde ihm doch nicht gelingen.

Fassen Sie dieses fest in Ihre Seele, hier beim Uebergange von der Idee eines rechtschaffenen Studirenden zu seiner äußern Erscheinung. Unsere Sittenlehre, falls es Sittenlehre ist, was wir hier vortragen, — unsere Sittenlehre befiehlt nicht: eben so, wie alle Philosophie, hält auch sie sich innerhalb der Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit, und beschreibet bloß, was da folgt und was nicht folgt. Könnte diese Sittenlehre einen Wunsch nach außen sich er-

lauben, und einen Erfolg hoffen, ſo wäre es nur der, die Quelle des Guten aus dem troknen und harten Felſen heraus zu ſchlagen, welche ſodann von ſelber fortſtrömen würde, in ihrer urſprünglichen Reinigkeit; die Säfte des Stammes innerlich zu verbeſſern; — keineswegs aber durch eitle Künſte ihm fremde Früchte anzuheften, welche aus dieſem Holze nicht wachſen können. Ich werde darum vieles, das hieher zu gehören ſcheinen könnte, gar nicht berühren, ich werde von manchem, das ich berühre, mit einer unerwarteten Milde ſprechen; keineswegs, als ob ich nicht wüßte, daß eben daſſelbe auch andere Anſichten leidet, und daß in dieſen Anſichten härter davon geſprochen werden muß, ſondern weil ich hier das Wirkliche nur an die Heiligkeit des Ideals halten will, das in gewiſſe Tiefen des Verfalls gar nicht herunter gezogen werden muß. Mag äußerer Sittenmeiſter ſeyn, wer da will; wir wollen hier mit der Gemeinheit, für welche äußere Antriebe auch Antriebe ſind, gar nicht in Berührung treten.

Die Auffassung seiner Bestimmung als eines göttlichen Gedankens, mache dem Studirenden seine eigne Person heilig und ehrwürdig, haben wir zuvörderst gesagt. Diese Ansicht seiner Person wird in seinem äußerlichen Leben sich zeigen ganz von selber, und ohne daß er es zu wollen, oder daran zu denken braucht: in heiliger Unschuld und Unbefangenheit, ohne daß er es selbst so eigentlich weiß, indem ein anderes Leben gar nicht in seinen Gesichtskreis fällt.

Um sein Leben mit einem Zuge zu beschreiben: es flieht die Berührung mit dem Gemeinen und Unedlen. Wo dieses an ihn trifft, treibt es ihn zurück: so wie jene bekannte zarte Pflanze vor der Berührung des Fingers sich zurück zieht. Wo es gemein und unedel hergeht, da findet ihr ihn nicht: es hat ihn zurück getrieben, ehe es ihm recht nahe kam.

Was ist gemein und unedel? — So fragt nicht Er; ihn lehrt es unmittelbar in jedem einzelnen Falle sein innerer Sinn. Wir nur

fragen ſo, um ſein ſchönes Leben zu beſchreiben und an dem Bilde deſſelben uns zu ergötzen.

Gemein und unedel iſt, was die Phantaſie herunterzieht, und den Geſchmack für das Heilige abſtumpft. Sage mir, worauf deine Gedanken, wenn du nicht mehr mit ſtraffer Hand ſie nach einem Ziele hinrichteſt, ſondern ihnen zur Erholung erlaubſt, frei zu ſchweifen, — worauf ſie ſodann fallen, wohin ſie von ſelbſt, als in ihre geliebteſte Heimath kehren, woran du dich in der innerſten Tiefe deines Gemüths ergötzeſt, wenn du dich ergötzen willſt; und ich will dir ſagen, was für einen Geſchmack du haſt. Fallen ſie auf das Göttliche, und auf alles dasjenige in der Natur, und in der Kunſt, worin dieſes Göttliche in ſeiner impoſanten Majeſtät am unmittelbarſten ſich ausdrückt, ſo iſt dir das Göttliche nicht furchtbar, ſondern befreundet, du haſt an ihm Geſchmack, und es iſt dein liebſter Genuß. Fliehen ſie, geſetzt auch, du hätteſt bis jetzt mit Kraft ihre Richtung auf ein ernſthaftes Ziel durchgeſetzt,

los gebunden, wieder zum Brüten auf ſinnlichen Ergötzungen, und zum Spiele mit ihnen, ſo haſt du nur am Gemeinen Geſchmack, und du mußt die Thierheit einladen in die innerſte Tiefe deines Gemüths, wenn es dir in demſelben recht wohl ſeyn ſoll. Nicht ſo der edle ſtudirende Jüngling. Seine durch Fleiß und Anſtrengung ermatteten Gedanken, kehren, ſo wie ſie entlaſſen werden, zum Heiligen, Großen, Erhabenen zurück, um in ihm auszuruhen, an ihm ſich zu erneuern, und zu neuen Anſtrengungen ſich wieder zu gebähren. In der Natur, ſo wie in den Künſten, in der Poeſie, der Muſik, ſucht es für ſich das Erhabene heraus, und das im großen und impoſanten Style; in der Poeſie z. B. und in den Redekünſten, die erhabenen Stimmen der Vorwelt, und von den Neuern nur dasjenige, was in dem Geiſte der Alten empfangen und geboren iſt. Ideenloſe Spiele, in denen die Form der Künſte mißbraucht wird, um nichts auszudrucken; oder wohl gar Produkte, deren Ef-

sekt auf die thierische Sinnlichkeit der Menschen berechnet ist, und die dadurch zu gefallen streben, daß sie diese aufregen und erwecken, kommen an ihn nicht. Er braucht nicht erst zu bedenken, wie schädlich sie ihm werden können; sie gefallen ihm nur eben nicht, und er kann ihnen keinen Geschmack abgewinnen.

Wohl mag des gereiften Alters Gedanke auf dem verkehrten ausruhen, um dasselbe in der Evidenz seiner Verkehrtheit zu erblicken, und zu belachen. Er ist gegen die Ansteckung davon befestigt. So nicht der zartere Jüngling; darum treibt eine geheime Stimme ihn ganz davon zurück. Der reife Mann, der nicht mehr bloß sein Ideal bilden, sondern dasselbe einführen soll in die wirkliche Welt, bekommt es mit der Verkehrtheit zu thun, und muß dieselbe in ihren geheimsten Falten, Krümmungen und Wendungen kennen; aber er kann dies nicht, ohne sie zu betrachten. Auch ermattet und stumpft sich ab der Haß gegen das Gemeine durch die Zeit, und die Erfahrung, daß

der Thorheit in der Welt doch nie weniger werde, und daß faſt der einzige ſichere Vortheil, den man von ihr ziehen kann, der iſt, über ſie zu lachen. So kann der Jüngling das Leben nicht betrachten, und ſo ſoll er es nicht betrachten. Jedes Alter des Lebens hat ſeine Beſtimmung. Gutmüthiges Belächeln des Gemeinen iſt die Sache des gereiften Mannes; die Sache des Jünglings iſt ernſthafter Haß deſſelben: und keiner wird dahin kommen, es wahrhaft frei, und rein kleidend zu betrachten, und zu belächeln, der nicht damit angehoben hat; es zu fliehen und zu haſſen. Für das jugendliche Alter iſt der Scherz nicht gemacht, und es ſind ſchlechte Menſchenkenner, welche dieſes glauben; wo die Jugend ſchon im Spiele zerfließt, da wird es nie zum Ernſte und nie zum wirklichen Daſeyn kommen. Der Antheil des Jünglings am Leben iſt der Ernſt und das Erhabene; dem reifern Alter erſt nach einer ſolchen Jugend geht das Schöne auf, und mit demſelben der Scherz mit dem Gemeinen.

Gemein und unedel iſt ferner, was die Kraft des Geiſtes ſchwächt. Ich will den Müſſiggang nennen; die Trunkenheit zu nennen, oder die Wolluſt, iſt unter der Würde dieſer Betrachtungen. — So da zu ſtehen, oder zu ſitzen, ohne irgend etwas zu treiben; dumpf und gedankenlos den Raum um uns herum anzuſtaunen, macht auch auf die Zukunft den Menſchen dumpf. Jener Hang zum Nichtexiſtiren, zum geiſtigen Todſeyn, wird Gewohnheit, und wird andere Natur. Er überfällt uns im Arbeiten, oder im Zuhören, macht eine Lücke von Nichts in das zuſammenhängende Ganze, tritt zwiſchen ein zwiſchen zwei Begriffe, die wir verknüpfen ſollen; und nun vermögen wir nicht das allerleichteſte und allerbegreiflichſte zu begreifen. Wie dieſer Zuſtand das jugendliche Alter betreffen könne, kann ſo gar demjenigen, der alles durchdringt, und verſteht, unverſtändlich bleiben; und es dürfte in den meiſten Fällen nicht täuſchen, wenn man noch auf andere verborgne Gebrechen, als den Grund

davon, schlösse. Die Jugend ist das Alter der sich erst entwickelnden Kraft: allenthalben sind noch Triebe und Prinzipe übrig, die in neuen Schöpfungen aufzugehen bestimmt sind: der Jugend eigentlicher Charakter ist rastlose nie unterbrochene Thätigkeit; natürlich und sich selbst überlassen kann sie nie ohne Beschäftigung seyn. Sie träge zu erblicken ist der Anblick des Winters mitten im Frühlinge, der Anblick des Erstarrens und Verwelkens der so eben erst aufgekeimten Pflanze. Wäre es natürlicher Weise möglich, daß diese Trägheit den rechtschaffenen, ausserdem schuldlosen studirenden Jüngling befiele, so würde er sie durchaus nicht an sich dulden. Auf seine Geisteskraft ist in dem ewigen Gedanken der Gottheit gerechnet, sie ist darum sein theuerstes Kleinod, und er wird deswegen sie nicht noch vor ihrer Anwendung erstarren lassen. Er wacht unaufhörlich über sich selbst, und leidet es nicht, daß er unbeschäftigt sey. Nur einen kurzen Zeitraum dieser Anstrengung bedarf es, und es geht wei-

terhin alles von selbst; denn zum höchsten Glücke gewöhnt man sich eben so, und noch leichter, weil sie natürlicher ist, an die Thätigkeit, als an den Unfleiß; und nach einer in anhaltender Beschäftigung zugebrachten Periode, vermag man fernerhin nicht ohne Geschäftigkeit zu leben.

Unedel und gemein ist endlich dasjenige, was den Menschen der Achtung für sich selber, des Glaubens an sich selbst, und des Vermögens, zuverläßig auf sich sich selbst und seine Vorsätze zu rechnen, beraubt. Nichts ist zerstörender für den Charakter, als wenn man selbst seinen eignen Vorsätzen nicht mehr glauben kann, weil man sich so oft vorgenommen hat, und immer wieder vorgenommen hat, was man doch niemals vollführet. Dann geräth der Mensch in die Nothwendigkeit, sich selbst zu entfliehen, und niemals einzukehren in sein Inneres, weil er sich vor demselben schämen müßte, vor keiner Gesellschaft sich mehr zu hüten, als vor seiner eigenen, und recht vorsätz-

lich ſich in Zerſtreuung und Selbſtentfremdung hineinzuwerfen. So nicht der edle ſtudirende Jüngling; er hält ſich immer Wort, und was er ſich aufgegeben hat, das führet er ſicher aus, ſey es auch nur deswegen, weil er es ſich aufgegeben hat. — Aus demſelben Grunde, weil der eigne Vorſatz, und die eigne Einſicht ihn leiten ſoll, giebt er ſich nicht hin zum Sklaven anderer, oder auch der gemeinen Meinung. Es iſt ohne Zweifel das allerunedelſte, wenn der Menſch aus zu großer Gefälligkeit, welche im Grunde Feigheit, und Muthloſigkeit iſt, oder aus Trägheit, ſich ſelber zu rathen, und bei ſich ſelber die Maximen ſeines Verhaltens einzuholen, ſie ſich von andern geben läßt, und dieſen mehr glaubt, denn ſich ſelber. Ein ſolcher hat gar kein Selbſt in ſich, und glaubt an kein Selbſt in ihm ſelber, ſondern er geht flehend bei andern herum, und bittet ſie, einen nach dem andern, ihm das ihrige zu leihen. Wie könnte ein ſolcher ſich für ehrwürdig und heilig halten, da er ſich nicht einmal kennt, noch anerkennt?

Der rechtschaffene Studirende macht sich nicht zum Sklaven der gemeinen Meynung, habe ich gesagt; demohnerachtet aber fügt er sich der hergebrachten äußern Sitte, wo dieselbe indifferent ist, eben darum, weil er sich selber ehrt. In diese Sitte wächst ja der Jüngling von Erziehung von selbst hinein: sollte er sich davon entfernen, so müßte er sich es zuerst vornehmen, und durch Sonderbarkeiten und Auffallenheiten sich auszeichnen und bemerkbar machen wollen. Wo sollte er, dessen Zeit durch wichtigere Ding in Beschlag genommen ist, auch nur die Zeit hernehmen, um über solche Gegenstände nachzudenken; und ist denn die Sache so wichtig, und giebt es denn gar nichts anders, wodurch er sich auszeichnen könne, daß er zu solchen Dingen seine Zuflucht nehmen müsse? Nein, denkt der edle studirende Jüngling, ich bin dazu da, um wohl in schwerere Dinge mich zu finden, als die äußere Sitte ist, und es soll nicht aussehen, als ob ich zu ungeschickt sey, um in diese mich zu finden. Um

einer ſolchen Geringfügigkeit willen will ich mich, und meinen ganzen Stand von Liebloſen nicht verachten und haſſen, von Beſſergeſinnten nicht gutmüthig belächeln laſſen; meine Mitbürger anderer Stände, und des gleichen Standes, meine Lehrer, meine Vorgeſetzte, ſollen mich als Menſchen, in jedem menſchlichen Verhältniſſe, ehren, und reſpektiren können.

Und auf dieſe Weiſe fließet denn in jeglicher Rückſicht das Leben des ſtudirenden Jünglings, welcher ſich ſelbſt achtet, unbeſcholten und liebenswürdig dahin.

Sechste Vorlesung.

Ueber die akademische Freiheit.

Wir wurden am Schlusse der vorigen Vorlesung in der Betrachtung eines Studirenden, dem durch die Ansicht seiner Bestimmung als eines göttlichen Gedankens seine eigene Person heilig geworden, auf die äußere Sitte desselben geführt. Es hängt mit diesem Gegenstande zusammen ein häufig vorkommender, selten aber gehörig durchdachter Begriff; der Begriff von akademischer Freiheit der Studirenden. Zwar liegt sehr vieles von dem, was man bei Erörterung dieses Begriffs zu sagen hätte, unter der Würde dieser Betrachtungen, und erst im Fortgange werden wir ein Mittel finden, ihn auf unsern Standtpunkt zu erheben. Ich kann daher nicht nur gern verstat-

ten, sondern ich muß sogar bitten, die Erörterung dieses Begriffs, die ich heute zu vollziehen gedenke, für eine bloße Episode in dem Ganzen, welches ich hier vortrage, aufzunehmen. Einen Gegenstand jedoch, auf den man bei einer Betrachtung über das sittliche Verhalten Studirender beinahe unwillkührlich getrieben wird, ganz zu übergehen, hielt ich um so weniger für zweckmäßig, da man gewöhnlich die Berührung desselben scheut, und daran ganz wohl thut, indem diese so leicht in Polemik, oder in Satyre ausarten kann, vor welchen beiden wohl der in diesen Vorlesungen angegebene Ton uns sichern wird.

Also, was ist akademische Freiheit: die Beantwortung dieser Frage ist unsre heutige Aufgabe. — So wie jeder Gegenstand aus einem doppelten Standpunkte angesehen werden kann, theils historisch, theils philosophisch, so kann es auch der unsrer dermaligen Untersuchung. Faßen wir ihn zuerst aus dem historischen Standpunkte, d. h. untersuchen wir,

wir, was diejenigen, die zuerſt eine akademiſche Freiheit verſtattet und eingeführt haben, dabei ſich gedacht haben mögen.

Akademien ſind von jeher gedacht worden als höhere Schulen, im Gegenſatze mit den niedern, vorbereitenden Schulen, oder den eigentlich ſogenannten Schulen; und ſo der Studirende auf der Akademie im Gegenſatze mit dem Schüler. Die Freiheit des erſten konnte daher nur gedacht werden, als Befreiung von einem Zwange, unter welchem der letztere ſtand. Der Schüler z. B. mußte in einer beſtimmten Kleidung, welche jenen Zeitaltern die Würde des künftigen Gelehrten bezeichnete, in die Klaſſe kommen, er durfte ſeine Lehrſtunden nicht verſäumen, er mußte noch manche andere Pflichten, die jenen Zeitaltern für eine Art von ſtellvertretendem Gottesdienſte der angehenden Geiſtlichen, zu denen in der Regel der Studirende ſich beſtimmte, galten, übernehmen, z. B. das Chorſingen. In allen dieſen Rückſichten wurde ſtrenge und ununterbrochene Auf-

ſicht über ihn gehalten, und der Uebertretende ſehr oft auf eine unedle Weiſe geſtraft; und zwar waren die Aufſeher und Richter die Lehrer ſelbſt. Indeß entſtanden Univerſitäten; und die übrige, ungelehrte Welt dürfte ſehr geneigt geweſen ſeyn, dieſelben unter eben die Verfaſſung zu bringen, welche ſie an gelehrten Bildungsanſtalten allein kannte, und an den Schulen vor ſich ſahe. Dennoch erfolgte es nicht alſo, und es war unmöglich, daß es alſo erfolgen konnte. Die Stifter der erſten Univerſitäten waren Gelehrte von ausgezeichnetem Talente und Kraft, mit welcher ſie durch die finſtern Umgebungen ihres Zeitalters ſich zu den Einſichten hindurch gearbeitet hatten, die ſie beſaßen; ſie waren von ihrer Wiſſenſchaft ergriffen, und lebten in derſelben; ſie waren mit einem glänzenden Ruhm umgeben, und wurden in den Zirkeln der Großen geachtet, verehrt, wie Orakel befragt. Sie konnten keinesweges geneigt ſeyn, ſich zu dem Geſchäfte eines Aufſehers, und Pädagogen ihrer Zuhörer

herunter zu laſſen. Es kam dazu, daß ſie die Lehrer an den niedern Schulen, aus deren Klaſſe ſie ſelbſt durch ihre eigene Kraft ſich empor geſchwungen hatten, in einem hohen Grade verachteten, und ſchon deswegen dasjenige nicht treiben, und darin nicht glänzen mochten, worin jene glänzten. Ihr Ruf verſammelte hunderte und tauſende aus allen Ländern Europas um ſie herum, und zog ſie in ihre Hörſäle; durch die Menge ihrer Zuhörer wuchs abermals ihr Anſehen, zugleich auch ihre Einkünfte, und ſie konnten nicht geneigt ſeyn, auf irgend eine Weiſe denen, die ihnen dieſes alles verſchafften, beſchwerlich zu fallen. Ueberdies, wie konnten junge Männer, welche ſie nur im Vorbeifluge, unter hunderten ihres gleichen, kennen lernten, und welche nach einem halben oder ganzen, oder einigen Jahren wieder in ihr entlegenes Vaterland zurückkehrten, ſie näher intereſſiren, und ihnen am Herzen liegen. Weder ihre Sittlichkeit, noch ihr Fortſchritt in den Wiſſenſchaften verſchlug ihnen et-

was; und damals war die Erfindung eines bekannten lateiniſchen Sprichworts, das vom Geld nehmen, und ins Vaterland ſchicken redet, ſehr natürlich. Die akademiſche Freiheit, als Befreiung vom Schulzwange und von aller Aufſicht der Lehrer über die Sittlichkeit, den Fleiß und die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte der Studirenden, welche für dieſe Lehrer bloß und lediglich Zuhörer wurden, war entſtanden.

Dies iſt die eine Seite der Anſicht. Es läßt ſich erklären, und unter der Vorausſezzung eines nicht ſehr hohen Grades von Sittlichkeit, natürlich finden, daß dieſe Stifter der erſten Univerſitäten alſo dachten, und daß ein Theil dieſer Denkart durch die ſeit dem vergangenen Jahrhunderte bis auf uns herabgekommen iſt. Gehen wir aber jezt an die andere Seite der Anſicht.

Was wäre denn an den Studirenden, die ſich unter einem ſolchen Begriffe von akademiſcher Freiheit ihrer Lehrer befaßt gewußt hatten, natürlich geweſen und vernünftig? Etwa,

daß ſie ſich durch dieſe Gleichgültigkeit ihrer Lehrer für ihre ſittliche Würde und für ihre wiſſenſchaftliche Vervollkommnung noch höchlich geehrt gefunden hätten, und daß ſie dieſe Gleichgültigkeit als ein heiliges Recht gefordert hätten? Ich ſollte es nicht glauben; denn dieſe Gleichgültigkeit iſt Verachtung und Geringſchätzung der Studirenden, und es iſt beleidigend, ihnen durch ſein Verfahren unter das Geſicht zu ſagen: es iſt mir gleichgültig, was aus euch wird oder nicht wird. Wäre etwa das natürlich geweſen, daß ſie aus der Unbeſorgtheit anderer um ihre Sittlichkeit, und die Regelmäßigkeit ihres Fleißes geſchloſſen hätten, daß auch ſie ſelber es damit halten könnten, wie ſie wollten, und wäre das vernünftig geweſen, wenn ſie ihre akademiſche Freiheit in das Recht geſetzt hätten, unſittlich und unfleißig zu ſeyn? Ich ſollte es nicht glauben. Vielmehr würde das vernünftig geweſen ſeyn, wenn ſie aus dieſem Mangel fremder Aufſicht geſchloſſen hätten, daß ſie ſich ſelber in deſto

strengere Aufsicht nehmen müßten, und aus dieser Befreiung von äußern Antrieben, für sich die Pflicht gezogen hätten, sich selbst desto kräftiger anzutreiben, und desto unabläßiger über sich zu wachen, und wenn sie so die akademische Freiheit sich gedacht hätten, als die Freiheit aus eigenem Entschluße das anständige und zweckmäßige zu thun.

In Summa, und um das Resultat zu ziehen: die akademische Freiheit der Studirenden, dieselbe historisch und nach ihrer faktischen Einführung in die Welt genommen, zeigt in ihrer Entstehung, in ihrem Fortgange und in ihren noch bestehenden Resten, eine ungebührliche Geringschätzung des ganzen Standes der Studirenden, als eines höchst unbedeutenden Standes; und derjenige Studirende, der durch diese Freiheit sich geehrt findet, und sie als ein Recht in Anspruch nimmt, befindet sich in einer höchst sonderbaren Täuschung; er ist übel berichtet, und hat gewiß noch nie ernsthaft über den Gegenstand nachgedacht. Es mag

dem reiferen gutdenkenden Manne, der allemal ein Liebhaber des Lebens und der Jugend ist, gar wohl anstehn, daß er über manche Ungeschicktheit, manche Ungebildetheit, manchen Fehlgriff der noch nicht gezügelten Kraft hinweg sehe, gutmüthig darüber lächle, und denke, mit den Jahren wird der Verstand wohl kommen; aber dem Jünglinge, der durch dieses Urtheil sich geehrt fände, und dasselbe als sein eignes, ihm zugehöriges Recht forderte, ließe wenigstens ein zartes Ehrgefühl sich nicht wohl beimessen.

Betrachten wir jetzt denselben Gegenstand, die akademische Freiheit der Studirenden, mit dem philosophischen Sinne, wie sie seyn sollte, und unter gewissen Bedingungen auch seyn könnte, und was sich daraus ergeben wird, wie die faktisch vorhandene akademische Freiheit von dem würdigen, seine Bestimmung verstehenden, und sie ehrenden studirenden Jünglinge genommen werde. Bahnen wir uns den Weg zu dieser Einsicht durch folgende Sätze:

1) Das Gesetz beschränkt die äußere Freiheit der Bürger in allen möglichen Richtungen und nach allen möglichen Seiten hin, — je vollkommner es ist, desto mehr: und das soll es eben thun, denn darin steht seine Bestimmung. Es läßt daher der innern Freiheit und der Sittlichkeit der Bürger durchaus keine Sphäre übrig, in der sie äußerlich erscheinen und sich darthun könne, und es soll ihr keine solche Sphäre übrig lassen. Alles, was da geschehen soll, findet sich geboten, bei Strafe; was unterlassen werden soll, findet sich verboten, gleichfalls bei Strafe. Jede innere Versuchung zur Unterlassung des gebotenen, oder zur Verübung des verbotnen findet in dem Bewußtseyn des Bürgers sein bestimmtes Gegengewicht an der festen Ueberzeugung, daß er, falls er der Versuchung nachgiebt, dafür das und das bestimmte Uebel erleiden werde. Man sage nicht: also vollständig umfassend sind die bestehenden Gesetzgebungen nicht, auch ist weder die Aufsicht noch die Verwaltung des Rich-

teramts irgendwo ſo unfehlbar, daß jedem Vergehen ſeine beſtimmte Beſtrafung ſicher ſeyn könne: ich weiß dieß, aber ſo wie ich geſagt, ſoll es dennoch ſeyn, und ſo ſoll es immer mehr und in einem weit höhern Grade werden. Auf die Moralität der Menſchen darf die Geſetzgebung nicht rechnen, indem von einer ſo unzuverläßigen Sache die abſolut zu fordernde Freiheit und Sicherheit aller, innerhalb der ihnen angewieſenen Sphäre, nicht abhängig gemacht werden darf. Für den Gerechten giebt es freilich unter keiner möglichen Geſetzgebung ein Geſetz: das zu verbietende will er ohnedies nicht, auch wenn es nicht verboten wäre, und das Rechte und Gute will er ohnedies, ohne alle Rückſicht auf das Gebot; er iſt nie zum Vergehen verſucht, und ſo tritt auch die Vorſtellung von der zu erwartenden Strafe nie in ſein Gemüth ein. Er hat das Bewußtſeyn ſeiner Sittlichkeit, und an dieſem Bewußtſeyn derſelben ihren Lohn in ſich ſelber. Aeußerlich aber iſt zwiſchen ihm

und dem unsittlichen, der von jeder ihm möglichen Ungerechtigkeit nur durch die Drohung des Gesetzes abgehalten, und zu jeder pflichtmäßigen Handlung nur durch dieselbe Drohung getrieben wird, gar kein Unterschied; der erstere kann nicht mehr thun, noch unterlassen, als der letztere, nur aus einem andern innern Bewegungsgrunde, der aber äußerlich nicht erscheint, — gleichfalls thut und unterläßt.

2) Unter dieser Gesetzgebung steht nun und soll stehen auf die gleiche Weise als Bürger der Gelehrte, so wie der Ungelehrte. Beide können auf die gleiche Weise über das Gesetz durch Rechtschaffenheit der Gesinnung sich erheben, aber es ist bei keinem von beiden darauf gerechnet, und es kann in dieser Sphäre der äußerlichen Gesetzgebung an keinem von beiden diese Rechtschaffenheit erscheinen. — Inwiefern ferner der Gelehrte als solches Mitglied eines gewissen Standes im Staate, und Verwalter eines gewissen Berufs ist, steht er unter dem Zwanggesetze dieses Standes und

Berufs, und es kann abermals nicht erscheinen, ob er aus innerer Rechtschaffenheit oder aus Furcht vor der Strafe seine Pflichten in dieser Sphäre vollbringe, auch kommt es dem Ganzen darauf gar nicht an, wenn er sie nur vollbringt. In diejenige Region endlich, in welche entweder die mangelhafte Gesetzgebung noch nicht eingedrungen ist, oder in welche gar keine äußere Gesetzgebung eindringen kann, begleitet ihn die Furcht vor der Schande, und es läßt sich hier nicht absehen, ob er zufolge dieser Furcht, oder aus innerer Rechtschaffenheit seine Pflicht thue.

3) Aber es giebt außer diesen noch andere Verhältnisse des Gelehrten, über welche keine Gesetzgebung etwas bestimmen, noch über die Vollziehung des Rechten wachen kann; wo denn der Gelehrte sich nothwendig selber das Gesetz geben, und sich selber zu dessen Erfüllung anhalten muß. Er trägt in der göttlichen Idee die Gestalt der künftigen Zeitalter, die da erst werden sollen, in sich, und er soll

ein Beispiel aufstellen, und ein Gesetz geben den künftigen Geschlechtern, welches er in der Gegenwart, oder in der Vergangenheit vergebens suchen würde. Jene Idee tritt in jedem Zeitalter heraus in einer neuen Gestalt, und begehrt die umgebende Welt nach sich zu gestalten; es treten drum immer neue Verhältnisse der Welt zur Idee, und immer eine neue Art des Widerstreites der erstern gegen die letztere heraus. Der Gelehrte bekommt hiebei den schwierigen Streit zu vermitteln, wie die Wirksamkeit seiner Idee mit der Reinigkeit derselben, ihr Einfluß mit ihrer Würde zu vereinigen sey. In ihm verborgen bleiben soll seine Idee nicht, sondern sie soll heraustreten und die Welt ergreifen; und zu dieser Wirksamkeit ist er durch das Tiefste seines Wesens getrieben. Aber die Welt ist unfähig, diese Idee in ihrer Reinigkeit zu fassen; sie strebt im Gegentheil dieselbe herunter zu ziehen zu ihrer gemeinen Ansicht. Wollte er dieser Reinigkeit etwas vergeben, so könnte er leicht wirken;

aber er ist von Achtung für die Idee erfüllt, und er kann ihr nichts vergeben wollen. Er hat daher die schwierige Aufgabe, beide Zwecke zu vereinigen. Kein Gesetz, doch was rede ich hier von Gesetzen, kein Beispiel der Vorwelt oder der Zeitgenossen, kann ihm das Mittel dieser Vereinigung angeben, denn so gewiß in ihm die Idee eine neue Gestalt gewonnen, ist sein Fall noch nicht da gewesen. Selbst das bloße Nachdenken kann ihm diesen Vereinigungspunkt nicht angeben; denn obgleich durch dasselbe die Idee in ihrer Reinigkeit, als der erste Punkt der Vereinigung dargestellt wird, so fehlt doch sehr viel daran, daß in demselben Denken auch der zweite Punkt, die Denkart der umgebenden Welt, und was von ihr sich ohngefähr erwarten lasse, rein aufgehen, und durch dasselbe sich erschöpfen lassen sollte. Wohl alle Männer, welche auf ihr Zeitalter kräftig gewirkt, dürften ihre Laufbahn mit dem innern Geständnisse beschlossen haben, daß sie in ihren Rechnungen auf das Zeitalter sich im-

mer verrechnet, indem sie dasselbe nie für so verkehrt und so blödsinnig genommen, als es sich hinterher doch gefunden, und daß, indem sie die Eine Schiefheit desselben richtig berechnet, und ihr ausgewichen, auf der andern Seite eine andere, nicht vorher gesehene, sich offenbaret. Soll jemals etwas gelingen, so bedarf es zu allem Nachdenken hinzu noch eines sichern Taktes, welcher nur durch frühe Uebung und Angewöhnung gewonnen wird; welches das erste wäre.

Es ist ferner klar, daß der Gelehrte in dieser Rücksicht, daß er schlechthin alles mögliche thue, um den Widerstreit zwischen der innern Reinigkeit der Idee und ihrer äußern Wirksamkeit zu heben, lediglich an seinen eigenen guten Willen gewiesen sey, und hierüber keinen andern Richter habe, denn sich selbst, und keinen andern Antrieb, außer in sich selbst. Hierüber kann kein Fremder ihn beurtheilen; hierin kann sogar kein Fremder ihn ganz verstehen, noch die tiefere Absicht seines Verfah-

reits errathen. Weit entfernt, daß die Achtung für fremdes Urtheil seinen eignen guten Willen in dieser Region unterstützen könne, muß er hier sogar über das fremde Urtheil hinaus seyn, und es betrachten, als gar nicht vorhanden. Er ist an seinen guten Willen gewiesen, und zwar bedarf es hier eines kräftigen und unerschütterlichen guten Willens, gegen die Versuchungen sehr edler Antriebe. Was ist edler als der Trieb zu wirken, Menschen zu begeistern, und gewaltig ihren Blick auf das Heilige zu richten? Und doch kann dieser Trieb zur Versuchung werden, das Heilige gemein darzustellen, damit es an die Gemeinheit komme, und so es zu entheiligen. Was ist edler, als die tiefste Achtung für das Heilige, und die Nichtachtung und Vernichtung alles Gemeinen jenem gegen über? Und doch kann diese Achtung jemanden in Versuchung führen, sein Zeitalter gänzlich weg zu werfen, es auf zu geben und mit ihm gar nichts zu schaffen haben zu wollen. Es bedarf eines kräftigen

guten Willens, um der ersten, und des allerkräftigsten, um der letzten dieser Versuchungen nicht zu unterliegen.

Es leuchtet meines Erachtens ein, daß der Gelehrte für sein eigenthümliches Geschäft des schärfsten Taktes für das Zweckmäßige, und einer tiefen Sittlichkeit, strenger Wachsamkeit über sich selbst, und zarter Schaam vor sich selber bedürfe. Es leuchtet hieraus ein, daß er sehr früh in die Möglichkeit und Nothwendigkeit gesetzt werden sollte, sich jenen Takt und jene Schaam vor sich selber zu erwerben, und daß diese Bildung des Sinnes und Charakters ein ganz eigentlicher Bestandtheil der Bildung des angehenden Gelehrten seyn sollte. Jeder Bürger ohne Ausnahme kann sich zum Takte des zweckmäßigen und zur Sittlichkeit bilden, und muß es können, die Gesetzgebung muß diese Möglichkeit ihm übrig lassen, und sie ist auch schon durch ihre eigene Natur dazu genöthigt. Aber es kommt der Gesetzgebung und dem ganzen gemeinen Wesen nicht darauf

an

an, ob der Bürger ſich dazu erhebe oder nicht, weil ſein Geſchäft immer fort unter dem Gebiete der äußern Aufſicht bleibt. Bei dem Studirenden aber liegt dem gemeinen Weſen und der ganzen Menſchheit alles daran, daß er ſich zur reinſten Sittlichkeit erhebe, und einen Takt des zweckmäßigen bekomme, da er beſtimmt iſt, einſt in eine Sphäre zu treten, wo ſchlechthin alles äußere Urtheil für ihn wegfällt. Die Geſetzgebung für ihn ſollte ihm daher nicht bloß, wie jedem andern Bürger, die ſittliche Bildung verſtatten, ſondern ſie ſollte ihn, ſo viel an ihr liegt, in die äußere Nothwendigkeit ſetzen, ſich dieſe Bildung zu erwerben.

Und wie könnte ſie dieſes thun? Offenbar nur dadurch, daß ſie ihn ſeiner eigenen Beurtheilung des ſchicklichen, anſtändigen und zweckmäßigen, und ſeiner eigenen Aufſicht über ſich ſelbſt überlaſſe. Er ſoll ſich einen eigenen Takt für das Schickliche und Zweckmäßige verſchaffen? Wie kann er, wenn das Geſetz ihn

überall begleitet, und überall ihm sagt, was er zu thun oder zu lassen hat? Verbiete das Gesetz immerhin demjenigen, den es bis ans Ende unter seiner Zucht behalten kann, alles, was es von ihm unterlassen haben will: demjenigen, den es ohnedies einst sich selbst überlassen muß, behandle es bei Zeiten als einen freien und Edlen. Der gesittete Mann wartet gar nicht ab, bis die Gesetzgebung etwas unanständig finde, und ihr Verbotsdekret anschlage: es wäre ihm eine Schmach, wenn er dieser Belehrung erst bedurft hätte; er kommt dem Gebote zuvor, und unterläßt, was der Gemeinere um ihn her sich ohne Bedenken erlaubt, lediglich deswegen, weil es dem höher gebildeten nicht ansteht. Lasse man dem Studirenden den Spielraum, sich lediglich durch sich selbst in diese Klasse zu setzen. Er soll tiefe und kräftige Sittlichkeit, zarte Schaam vor sich selber, inniges Ehrgefühl in sich entwickeln. Wie kann er, wenn die Androhung der Strafe ihn immer umgiebt? Spreche sie

der das Gesetz also zu thun: Meinethalben kannst du das Rechte immer unterlassen, das Verkehrte immer thun; es soll dir nichts weiter schaden, außer daß du verachtet und gering geschätzet wirst, und dich selbst, wenn du einen Blick in dein Inneres thust, verachten mußt. Willst du es auf diese Gefahr wagen, so wage es getrost. — Das Menschengeschlecht soll ihm einst ihr wichtigstes Interesse anvertrauen können, und er selbst soll in der Verwaltung dieses Interesse sich selbst vertrauen können? Wie kann jenes, wenn es ihn nicht geprüft hat, und wie kann er sich selbst trauen, wenn er sich nicht selbst hat prüfen können? Wer im Kleinen nicht getreu gewesen ist, dem kann nicht das Große anvertrauet werden; und wer vor sich selber in der Probe nicht bestanden ist, der kann ohne die Fülle von Ehrlosigkeit, das Vertrauen im Größern nicht annehmen. — Aus diesem jetzt auseinander gesetzten Grunde sollte akademische Freiheit, und eine beträchtlich ausgedehnte,

doch zweckmäßig berechnete akademiſche Freiheit ſeyn.

In dem vollkommnen Staate würde meines Erachtens die äußere Einrichtung der Univerſitäten alſo ſeyn. Zuvörderſt würden dieſelben von andern, ihr eigenes Geſchäft treibenden Ständen abgeſondert werden, damit dieſe Stände durch den, doch auch als möglich vorauszuſetzenden Mißbrauch der akademiſchen Freiheit, nicht beeinträchtiget und geplagt, nicht zu ähnlichen Unregelmäßigkeiten verſucht, oder, falls ſie ſtrenge unter dem Geſetze gehalten würden, nicht durch den täglichen Anblick einer vom Zwange befreiten Klaſſe neben ſich, zum Haß des Geſetzes verleitet würden. Die Studirenden auf dieſen Univerſitäten nun würden einen hohen Grad von Freiheit genießen; Unterricht zwar über das Sittliche und Anſtändige, und eindringende Vorſtellungen im Allgemeinen würden ihnen ertheilt werden, gute Beiſpiele würden ſie umgeben, und ihre Lehrer würden nicht nur gründliche Gelehrte, ſondern

sie würden zugleich eine Auswahl der besten Menschen in der Nation seyn: Zwangsgesetze aber wären für sie sehr wenige vorhanden. Mögen sie frei das Gute wählen oder das Schlechte; die Zeit des Studirens ist nur ihre Prüfungszeit. Die Zeit der Entscheidung ihres Schicksals kommt hinterher, und es ist bei dieser Einrichtung der Vortheil, daß der Untaugliche als Untauglicher klar da steht, und es nicht weiter verhehlen kann.

Die dermalige wirkliche Einrichtung der Universitäten ist nun zwar keinesweges die so eben beschriebene. Es ist zweifelhaft, ob die akademische Freiheit jemals aus dem Punkte angesehen worden, aus welchem wir sie so eben gezeigt; besonders, ob sie von denjenigen also angesehen worden, welche den Universitäten ihre Verfassung geben. Wirklich entstanden ist die akademische Freiheit auf dem oben beschriebenen Wege, aus der Nichtachtung des Standes der Studirenden; wir können unentschieden lassen, wodurch die noch vorhandenen Reste derselben

erhalten werden; denn selbst, wenn angenommen würde, daß dieselbe nur in einem geringern Grade noch fortdauernde Nichtachtung des Standes, und etwa der Mangel an Geschicklichkeit, diese Ueberreste wegzubringen, der Grund davon sey, so verschlägt dies den würdigen Studirenden, der die Sachen nicht nach dem Aeußern, sondern nach ihrem innern Geiste nimmt, durchaus nichts. Was auch immer andere über akademische Freiheit denken mögen, er für seine Person nimmt sie in dem rechten Sinne, als ein Mittel sich selbst rathen zu lernen, wo die äußere Vorschrift ihn verläßt, über sich selbst wachen zu lernen, wo kein anderer über ihn wacht, sich selbst antreiben zu lernen, wo es keinen äußern Antrieb mehr giebt, und so für seinen künftigen hohen Beruf sich zu stärken und zu befestigen.

Siebente Vorlesung.

Vom vollendeten Gelehrten im Allgemeinen.

Der rechtschaffene Gelehrte denkt seine Bestimmung, des göttlichen Begriffs von der Welt theilhaftig zu werden, — als den Gedanken der Gottheit von ihm; und hierdurch wird sowohl seine Person als sein Geschäft ihm über alles ehrwürdig und heilig, und diese Heiligkeit zeigt sich in allen seinen Aeußerungen. Dies ist der Hauptgedanke bei welchem wir stehen.

Wir haben bisher gesprochen von dem angehenden Gelehrten, dem Studirenden, und gesehen, wie die Ueberzeugung von der durch jene erhabene Bestimmung erhaltenen Würde seiner Person, sich in seinem Leben ausspreche.

Wie seine Ueberzeugung von der Heiligkeit der Wissenschaft auf sein Studiren einfließe, haben wir schon in einer der frühern Vorlesungen bemerkt; und es ist nicht nöthig, über diesen Punkt noch etwas hinzuzufügen.

Es ist dies um so weniger nöthig, da in den Erscheinungen und Aeußerungen des Studirenden die Achtung für die Wissenschaft ganz zunächst und vorzüglich in der zweckmäßigen Ansicht und Heiligung seiner Person sich zeigt, und in derselben aufgeht: was bei dem vollendeten Gelehrten sich anders verhält. In dem angehenden Gelehrten soll die Sache, welche er anstrebt, die Idee, eine Gestalt und ein eigenthümliches Leben erst gewinnen; sie hat es noch nicht. Der Studirende besitzt noch nicht unmittelbar, noch durchdringt er die Idee: er verehret sie nur in ihrer Verborgenheit, und erfasset sie nur vermittelst seiner Person, als dasjenige, wozu diese sich erheben und von ihm ergriffen werden soll. Er kann noch nichts unmittelbar für sie thun; nur mittelbar kann

er für ſie leben, indem er ſeine Perſon, als ihr beſtimmtes Werkzeug, ihr weihet und heiligt, und dieſelbe rein erhält an Sinn und Geiſte, überzeugt, daß jede Unreinigkeit ſie für dieſen Zweck verderbe und zerſtöhre; indem er ſich ganz ihrer Wirkſamkeit hingiebt, und mit unermüdetem Fleiße alles dasjenige treibt und thut, was ein Mittel werden kann, daß dieſe Idee in ihm ſich entwickle. Anders verhält es ſich mit dem vollendeten Gelehrten. So gewiß er dieß iſt, hat die Idee in ihm ihr eigenthümliches und ſelbſtſtändiges Leben begonnen; ſein perſönliches Leben iſt nun wirklich in dem Leben der Idee aufgegangen, und in demſelben vernichtet, welche Selbſtvernichtung in der Idee von dem Studirenden nur angeſtrebt wurde. So gewiß er ein vollendeter Gelehrter iſt, giebt es für ihn gar keinen Gedanken mehr an ſeine Perſon, ſondern ſein ſämmtliches Denken geht immerfort auf im Denken der Sache. Und ſo giebt mir denn die zuerſt gemachte Eintheilung in die Heilig-

keit der Perſon, und die des Geſchäfts, zugleich einen Uebergangspunkt von der Betrachtung des angehenden Gelehrten zu dem vollendeten, deſſen Bild neben das Bild des Studirenden zu ſtellen ich aus den ehemals angeführten Gründen mir vorgenommen.

Wir haben bisher den angehenden Gelehrten größtentheils betrachtet, als den auf einer Univerſität ſtudirenden, und beide Begriffe ſind in unſerm bisherigen Gebrauche derſelben faſt gänzlich zuſammen gefallen. Erſt jetzt, da wir den Studirenden von der Akademie in das Leben zu begleiten gedenken, wird es Zeit zu erinnern, daß das Studiren und der Zuſtand des erſt angehenden Gelehrten ſich nicht nothwendig mit dem Aufenthalte des jungen Mannes auf der Akademie ſchließe; ja wir werden tiefer unten einen Grund einſehen, um deſſen willen in der Regel erſt nach den Univerſitätsjahren das Studiren recht eigentlich anhebt. So viel aber bleibt richtig, und ſteht als Reſultat des bisherigen feſt, daß derjenige

Jüngling, der nicht wenigstens auf der Universität vom Respecte für die Heiligkeit der Wissenschaft ergriffen worden, und nicht wenigstens da seine Person schon in dem Grade achten gelernt, daß er sie für jene hohe Bestimmung nicht verdorben, späterhin niemals eine Ahndung von der Würde der Wissenschaft bekommen wird; und, was er auch einst im Leben treiben möge, es treiben wird, wie ein gemeines Handwerk, und mit den Gesinnungen eines Söldlings, der bei seiner Arbeit keine höhere Aussicht hat, als auf die Bezahlung, die er dafür erhalten wird. Von diesem noch weiter zu reden, liegt außerhalb den Grenzen dieser Betrachtungen.

Welchem Studirenden aber die Ueberzeugung aufgegangen, daß der eigentliche Zweck seines Studirens verfehlt sey, wenn nicht die Idee in ihm eine innere Gestalt und ein selbstständiges Leben bis zur höchsten Fertigkeit ausbilde, derselbe wird mit seinem Abgange von der Universität sein Studiren und seine wis-

ſenſchaftlichen Uebungen keinesweges ſchließen. Selbſt falls er durch äußere Gründe genöthigt würde, ein bürgerliches Geſchäft zu übernehmen, wird er alle an ihm zu erſparende Zeit und Kraft der ſtrengern Wiſſenſchaft widmen, und kein Mittel höherer Ausbildung, das ihm dargeboten wird, ſich entgehen laſſen: noch nebenbei verſichert, daß ſelbſt zur Betreibung ſeines Geſchäfts die fortgeſetzte Schärfung ſeines Geiſtes an ernſter Wiſſenſchaft ihm ſehr erſprießlich ſeyn werde. Raſtlos wird er, ſelbſt im glänzenden Amte ſtehend, ſelbſt in die reifern Jahre gekommen, ſtreben und arbeiten, ſich der Idee zu bemächtigen; niemals, ſo lange ihn ſeine Kraft noch hoffen läßt, die Hoffnung aufgebend, mehr zu werden, als er dermalen iſt. Ohne dieſes raſtloſe Fortarbeiten würde manches wahrhaft große Talent verlohren gegangen ſeyn; denn in der Regel entwikkelt ein großes wiſſenſchaftliches Talent, je mehr innern Gehalt und Gediegenheit es hat, ſich deſto langſamer, und die innere Klarheit

deſſelben erwartet das reifere Alter und die männliche Kraft.

Welchen Studirenden tiefer Reſpekt für die Heiligkeit des Gelehrten-Berufs ergriffen, den wird dieſer Reſpekt in der Wahl ſeines bürgerlichen Berufs leiten; von dem eigentlichen Gebiete deſſelben, falls er nicht mit innigſter Ueberzeugung die Tüchtigkeit dazu in ſich fühlt, durch die Verehrung deſſelben zurückgehalten, wird er ein untergeordnetes Geſchäft für ſich wählen. Ein untergeordnetes gelehrtes Geſchäft aber iſt ein ſolches, dem die zu erreichenden Zwecke durch einen andern bis zur Erkenntniß der Idee ausgebildeten Verſtand aufgegeben worden, und in welchem die beim Studiren, als einem Streben nach der Idee, nebenbei erworbenen Fertigkeiten, bloß als Mittel für die Erreichung jener von außen her gegebenen Zwecke gebraucht werden. Er ſelbſt für ſeine Perſon wird dadurch nicht zum Mittel herabgewürdigt, dagegen ſichert ihn ſeine vom Leben überhaupt genommene Anſicht

auf immer; er dient im Geiſte und in der Geſinnung lediglich Gott, und befördert, nur unter der Leitung ſeines Obern, welchen er die ihm ertheilten Aufträge und die Abſichten derſelben verantworten läßt, Gottes Zwecke mit den Menſchen, welche alles menſchliche Treiben im Auge behalten muß. — So verfährt er ganz gewiß in der Wahl ſeines bürgerlichen Berufs, ſo gewiß er ſchon in der Jugend von Achtung für die Würde des eigentlichen Gelehrten-Geſchäfts ergriffen worden. Ohne inniges Bewußtſeyn des Beſitzes der angemeſſenen Kraft und Ausbildung dieſes übernehmen, heißt daſſelbe entheiligen, und iſt Rohheit und Gewiſſenloſigkeit zugleich. Auch kann er über dieſen Punkt unmöglich ſich im Irrthume befinden; denn ſo gewiß er auch nur ſeine Univerſitätsjahre zweckmäßig verlebt hat, iſt das Würdige denn doch ſicher in irgend einem Grade ihm in die Augen gefallen, und er hat einen Maaßſtab erhalten, an dem er ſich meſſen kann. Wenn ein gewiſſenhaftes Studiren

auf der Universität auch nur den einzigen Vortheil gewährte, daß es den Jüngling mit einem Bilde der würdigen Verwaltung des Gelehrten-Berufs für sein Leben ausstattete, und jeden, dem die Kraft dazu nicht verliehen ist, aus dieser Sphäre zurückscheuchte, so würde schon dadurch der Vortheil des Studirens groß und höchst wichtig.

Was ein untergeordnetes gelehrtes Geschäft sey, ist so eben im Allgemeinen angegeben worden; man bedarf zu dessen Verwaltung keinesweges des unmittelbaren Besitzes der Idee, sondern nur der im Streben darnach erworbenen Kenntnisse. Es versteht sich, daß es auch hierin wieder höhere und niedere Grade gebe, je nachdem das Geschäft eine größere oder geringere Masse von Kenntnissen erfordert, und daß der gewissenhafte Mann auch in dieser Rücksicht nichts über seine Kräfte gehendes übernehmen werde. Es ist nicht nothwendig, daß wir diese untergeordneten gelehrten Geschäfte noch ins besondere angeben. —

Der höhere und eigentliche Gelehrten-Beruf läßt in allen seinen besondern Arten erschöpft sich angeben; und es ist sodann leicht diese Folgerung zu machen: alles dasjenige, was von studirten Männern getrieben zu werden pflegt, das in jenem erschöpfenden Verzeichnisse des höhern Gelehrten-Berufs nicht vorkommt, sondern dadurch ausgeschlossen wird, ist untergeordnetes Gelehrten-Geschäft. Wir haben sonach nur jenes erschöpfende Verzeichniß aufzustellen.

Schon in unserer ersten Vorlesung haben wir das Leben desjenigen, in welchem die gelehrte Bildung ihren Endzweck erreicht hat, bestimmt charakterisirt: sein Leben ist selbst das Leben der die Welt fortschaffenden und von Grund aus neu gestaltenden göttlichen Idee innerhalb der Welt. Eben daselbst ist angegeben worden, daß dieses Leben in zweifacher Form vorkommen könne, entweder nemlich im wirklichen äussern Leben und Wirken, oder im bloßen Begriffe, welches zwei verschiedene

Haupt-

Hauptgattungen des eigentlichen Gelehrten-Berufs giebt. Die erste Gattung befaßt alle diejenigen, welche selbstständig und nach ihrem eignen Begriffe die menschlichen Angelegenheiten zu leiten haben, und stets zu neuer der fortschreitenden Zeit angemessener Vollkommenheit zu erheben, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen unter einander, so wie das Verhältniß des Ganzen zur willenlosen Natur, ursprünglich und als letztes und höchstes freies Princip anordnen; nicht bloß solche, welche auf der höchsten Stufe als Könige oder unmittelbare Räthe der Könige stehen, sondern alle ohne Ausnahme, welche entweder für sich allein, oder in Verbindung mit andern über die ursprüngliche Anordnung jener Angelegenheiten selbst zu denken, selbst zu urtheilen, und etwas geltendes zu beschließen, das Recht und den Beruf haben. Die zweite Gattung befaßt die eigentlichen und vorzugsweise also genannten Gelehrten, deren Beruf es ist, die Erkenntniß der göttlichen Idee unter den Men-

schen zu erhalten, dieselbe immerfort zu höherer Klarheit und Bestimmtheit zu erheben, und sie in dieser sich stets verjüngenden und verklärenden Gestalt von Geschlechte zu Geschlechte fort zu pflanzen. Die erstern greifen gerade zu ein in die Welt, und sind der unmittelbare Berührungspunkt Gottes mit der Wirklichkeit; die letztern sind die Vermittler zwischen der reinen Geistigkeit des Gedankens in der Gottheit, und der materiellen Kraft und Wirksamkeit, welche dieser Gedanke durch die erstern erhält, die Bildner der ersten, und das bleibende Unterpfand für das Menschengeschlecht, daß es stets Männer dieser ersten Gattung geben werde. Keiner kann wahrhaft das erste seyn, ohne erst das zweite gewesen zu seyn, und ohne es fortdauernd zu bleiben.

Die zweite Gattung zerfällt wieder in zwei Unterarten, nach der Weise der Mittheilung ihrer Begriffe von der Idee. Entweder nämlich ist ihr nächster Zweck der, durch unmittelbare und persönliche freie Mittheilung ih-

rer idealen Begriffe, in künftigen Gelehrten die Fähigkeit auszubilden, daß sie selber durch sich selbst die Idee fassen und begreifen; sie sind Gelehrten-Erzieher, Lehrer an niedern oder höhern Schulen, — oder sie legen ihren Begriff von der Idee in einer vollendeten und abgeschlossenen Bearbeitung hin für diejenigen, welche zur Fähigkeit, dieselbe zu fassen, sich schon gebildet haben. Dieses geschieht gegenwärtig durch Schriften; also, sie sind Schriftsteller.

Die jetzt genannten Gattungen und Klassen, deren verschiedene Geschäfte nicht gerade an verschiedene Personen ausgetheilt werden müssen, sondern gar füglich auch in einer und eben derselben Person sich vereinigen können, befassen die wahren eigentlichen Gelehrten, und drücken aus den Gesammtberuf derjenigen, in denen die gelehrte Bildung ihren Endzweck erreicht hat. Jedes andere Geschäft, wie es immer Nahmen haben möge, das von Studirten, welche man auch durch diese Benen-

nung von den eigentlichen Gelehrten unterscheiden könnte, getrieben zu werden pflegt, ist ein untergeordnetes Gelehrten-Geschäft. Der Studirte bleibt bei diesem stehen, bloß deswegen, weil er durch sein Studiren nicht zum Gelehrten geworden ist, die dennoch aber bei dieser Gelegenheit erlangten Fertigkeiten und Kenntnisse in diesem Geschäfte eine nützliche Anwendung finden. Es ist durchaus nicht der Zweck der Gelehrten-Bildung Subalterne zu erziehen, und Niemand soll auf den Subalternen-Dienst hinstudiren; denn es könnte ihm sodann begegnen, daß er sogar diesen Zweck nicht erreichte. Nur weil vorauszusehen war, daß die Mehrheit der Studirenden ihres eigentlichen Zwecks verfehlen würde, hat man subalterne Geschäfte auch für Studirte bestimmt. Dem Subalternen wird der Zweck seines Geschäfts durch einen fremden Verstand gegeben; er bedarf der Beurtheilung nur über die Wahl der Mittel, und in Absicht der Zwecke des pünktlichsten Gehorsams. Die an-

erkannte Heiligkeit des eigentlichen Gelehrten-Berufs, hält jeden gewissenhaften Studirten, der sich des Besitzes der Idee nicht bewußt ist, von der Uebernehmung desselben zurück, und verbindet ihn, sich mit einem untergeordneten Geschäft zu bescheiden; dieses und nichts mehr hätten wir über ihn zu sagen, da sein Geschäft kein eigentliches Gelehrten-Geschäft ist. Wir überlassen ihn dem sichern Geleite der allgemeinen Rechtschaffenheit und Pflichttreue, die schon während seines Studirens die innigste Seele seines Lebens geworden.

Dieser beweiset durch die Verzichtleistung auf den eigentlichen Gelehrten-Beruf, daß er denselben für heilig halte; wer mit Rechtschaffenheit und gutem Gewissen in irgend einer Art und Gattung diesen Beruf übernimmt, zeigt durch sein Thun und ganzes Leben, daß er ihn für heilig hält. Wie diese Anerkennung des Heiligen insbesondre in jeder besondern Art und Gattung des Gelehrten-Berufs, dessen Gattungen wir vollständig

angegeben haben, ſich zeige, davon werden wir nach der Reihe in den künftigen Vorleſungen reden. Heute wollen wir nur noch angeben, wie ſie im Allgemeinen, immer ſich gleichbleibend bei der Verſchiedenheit der Gattungen, ſich äußere und offenbare.

Der würdige Gelehrte will kein anderes Leben und Wirken haben, ſich geſtatten und an ſich dulden, außer dem unmittelbaren Leben und Wirken der göttlichen Idee in ihm. Dieſer unveränderliche Grundſatz durchdringt und beſtimmt nach ſich innerlich ſein ganzes Denken; derſelbe Grundſatz durchdringt und beſtimmt nach ſich äußerlich ſein Handeln. Was zuvörderſt das erſte betrifft, — da er durchaus keine Regung in ſich und an ſich duldet, die nicht unmittelbar ſey Regung und Leben der göttlichen Idee, die ihn ergriffen hat, ſo wird begleitet ſein ganzes Leben von dem unerſchütterlichen Bewußtſeyn, daß es einig ſey mit dem göttlichen Leben, daß an ihm und in ihm Gottes Werk vollbracht werde,

und sein Wille geschehe, er ruhet darum auf demselben mit unaussprechlicher Liebe und mit der unzerstörbaren Ueberzeugung, daß es recht sey und gut. Hierdurch wird nun sein Blick überhaupt geheiliget, verklärt und religiös; in seinem Innern geht ihm die Seligkeit auf, und in ihr stete Freudigkeit, Ruhe und Stärke: alles auf dieselbe Weise, wie dieses auch der ungelehrte, ja der allerniedrigste im Volke, durch treue Ergebung in Gott, und durch redliche Erfüllung seiner Pflichten, als göttlichen Willens gleichfalls sich erwerben, und genießen kann; daß daher dies keineswegs eine Eigenthümlichkeit des Gelehrten ist, und dasselbe hier nur in der Bedeutung angemerkt wird, daß er dieser religiösen Ansicht seines Lebens gleichfalls theilhaftig sey, und derselben theilhaftig werde auf dem angezeigten Wege.

Jener Grundsatz durchdringt äußerlich das Handeln des wahren Gelehrten. Er hat mit diesem Handeln niemals noch einen andern Zweck außer dem, seine Idee auszudrücken,

und die erkannte Wahrheit darzustellen in Werk oder Wort. Keine persönliche Rücksicht auf sich selbst oder andere treibt ihn zu thun, was nicht durch diesen Zweck gefordert wird, keine solche Rücksicht hält ihn zurück, so daß er irgend etwas durch diesen Zweck gefordertes unterlasse, Seine Person und alle Persönlichkeit in der Welt ist ihm schon vorlängst verschwunden, und rein aufgegangen in dem Anstreben der Verwirklichung der Idee. Nur die Idee treibt ihn, und wo sie ihn nicht treibt, da ruht er und bleibt unthätig. Er übereilt nichts, von Unruhe und Rastlosigkeit getrieben, welche Erscheinungen zwar wohl Vorbedeutungen einer sich entwickelnden Kraft seyn können, niemals aber bei der wahrhaft entwickelten reifen und männlichen Kraft angetroffen werden. Ehe nicht die Idee ihm klar und lebendig, bis zum Worte oder zur That vollendet, und abgerundet da steht, treibt ihn nichts zur Thätigkeit: die Idee treibt ihn ganz und bemächtigt sich aller seiner Kraft, füllt

aus alles ſein Leben und Streben. Er ſetzt immer und ununterbrochen ſein ganzes perſönliches Daſeyn, das er bloß und lediglich als Werkzeug derſelben betrachtet, an derſelben Ausführung.

Möchte ich nur über dieſen einzigen, nunmehro von allen Seiten berührten und angeregten Punkt Ihnen verſtändlich werden und Sie überzeugen. Was der Menſch auch immer thun möge, ſo lange er es aus ſich ſelber, als endliches Weſen, und durch ſich ſelbſt, und aus eignem Rathe thut, iſt es nichtig, und zerfließt in das Nichts. Erſt wie eine fremde Gewalt ihn ergreift, ihn forttreibt, und ſtatt ſeiner in ihm lebendig wird, kommt wirkliches und wahrhaftes Daſeyn in ſein Leben. Dieſe fremde Gewalt nemlich iſt immer die Gewalt Gottes. Auf deſſen Rath zu ſchauen, und dieſem ſich ganz hinzugeben, iſt die einzige wahre Weisheit, in jedem menſchlichen Geſchäfte, und darum ganz vorzüglich in dem höchſten, was dem Menſchengeſchlechte zu Theil wurde, im Berufe des wahren Gelehrten.

Achte Vorlesung.

Vom Regenten.

Derjenige, in welchem die gelehrte Bildung ihren Endzweck — den gebildeten in den Besitz der Ideen zu setzen, wirklich erreicht hat, zeiget durch die Ansicht und die Verwaltung des übernommenen Gelehrten-Berufes, daß sein Geschäft ihm über alles ehrwürdig und heilig sey. Die auf die Fortbildung der Welt sich beziehende Idee kann ausgedruckt werden, entweder durch wirkliches Leben und Wirken, oder zunächst in dem bloßen Begriffe. Auf die erste Weise wird sie von denen ausgedruckt, welche die Verhältnisse der Menschen, — theils unter einander selbst, oder den rechtlichen Zustand, theils ihr Verhältniß zur willenlosen Natur, oder die Herrschaft der Vernunft über das

Vernunftlose, — ursprünglich und als letztes freies Prinzip leiten und anordnen, welche über die wirkliche Einrichtung dieser Verhältnisse einzeln oder in Verbindung mit andern, selbst zu denken, selbst zu urtheilen, und etwas geltendes selbstständig zu beschließen das Recht und den Beruf haben. Von der heiligen Ansicht und Verwaltung dieses Geschäfts haben wir heute zu reden. Wir wollen um der Kürze willen, und da wir durch die Bestimmung unsers Begriffs dem Mißverständnisse vorgebaut haben, die Verwalter des beschriebenen Geschäfts im Allgemeinen nennen die Regenten.

Das Geschäft des Regenten ist in den frühern Vorlesungen, und so eben bestimmt angegeben worden, und es bedarf für unsern dermaligen Zweck keiner weitern Zergliederung desselben. Wir haben nur zu zeigen, welche Fähigkeiten und Fertigkeiten der wahrhaftige Regent besitze, und durch welche Ansicht und Verwaltung seines Berufs er beweise, daß er denselben heilig halte.

Wer ſein Zeitalter und die Verfaſſung deſſelben zu leiten und zu ordnen übernimmt, der muß über dieſelben erhaben ſeyn, ſie nicht bloß hiſtoriſch kennen, befangen in dieſer Kenntniß, ſondern dieſelbe durchaus verſtehen und begreifen. Der Regent beſitzt zuförderſt einen lebendigen Begriff von demjenigen Verhältniſſe überhaupt, worüber er die Aufſicht übernimmt, weiß, was es eigentlich an ſich iſt, bedeutet und ſoll. Er kennt ferner vollſtändig die veränderlichen und auſſerweſentlichen Geſtalten, die es in der Wirklichkeit, unbeſchadet ſeines innern Weſens, annehmen kann. Er kennt die beſtimmte Geſtalt, welche es in der Gegenwart angenommen, und weiß, durch welche neue Geſtalten hindurch es dem an ſich unerreichbaren Ideale immer mehr angenähert werden müſſe. Ihm gilt kein Glied der beſtehenden Verfaſſung für ein nothwendiges und unveränderliches, ſondern jedwedes nur für einen zufälligen Standpunkt in einer ſtets zu gröſſerer Vollkommenheit herauf zu ſteigernden Reihe. Er kennt

das Ganze, von welchem jenes Verhältniß ein Theil ist, und von welchem alle Verbesserungen des Letztern Theile bleiben müssen; und behält dieses Ganze bei den beabsichtigten Verbesserungen des Einzelnen unverrückt im Auge. Diese Kenntniß giebt seinem Erfindungsgeiste die Mittel an die Hand, seine Verbesserungen auszuführen; dieselbe Kenntniß verwahrt ihn vor dem Fehlgriffe, durch vermeinte Verbesserungen des Einzelnen, das Ganze zu desorganisiren. Sein Blick vereinigt immerfort die Theile und das Ganze, und das letztere im Ideale und in der Wirklichkeit.

Wer nicht mit diesem freien Blicke die menschlichen Verhältnisse betrachtet, der ist niemals Regent, an welcher Stelle er auch stehe, und er kann es nie werden. Seine Ansicht selbst, und sein Glaube an die Unveränderlichkeit des Bestehenden macht ihn zum Untergeordneten und zum Werkzeuge derer, welche die Einrichtung machten, an deren Unveränderlichkeit er glaubt. Es trägt sich dies oft zu, und

nung von den eigentlichen Gelehrten unterſcheiden könnte, getrieben zu werden pflegt, iſt ein untergeordnetes Gelehrten-Geſchäft. Der Studirte bleibt bei dieſem ſtehen, bloß deswegen, weil er durch ſein Studiren nicht zum Gelehrten geworden iſt, die dennoch aber bei dieſer Gelegenheit erlangten Fertigkeiten und Kenntniſſe in dieſem Geſchäfte eine nützliche Anwendung finden. Es iſt durchaus nicht der Zweck der Gelehrten-Bildung Subalterne zu erziehen, und Niemand ſoll auf den Subalternen-Dienſt hinſtudiren; denn es könnte ihm ſodann begegnen, daß er ſogar dieſen Zweck nicht erreichte. Nur weil vorauszuſehen war, daß die Mehrheit der Studirenden ihres eigentlichen Zwecks verfehlen würde, hat man ſubalterne Geſchäfte auch für Studirte beſtimmt. Dem Subalternen wird der Zweck ſeines Geſchäfts durch einen fremden Verſtand gegeben; er bedarf der Beurtheilung nur über die Wahl der Mittel, und in Abſicht der Zwecke des pünktlichſten Gehorſams. Die an-

erkannte Heiligkeit des eigentlichen Gelehrten-Berufs, hält jeden gewissenhaften Studirten, der sich des Besitzes der Idee nicht bewußt ist, von der Uebernehmung desselben zurück, und verbindet ihn, sich mit einem untergeordnetem Geschäft zu bescheiden; dieses und nichts mehr hätten wir über ihn zu sagen, da sein Geschäft kein eigentliches Gelehrten-Geschäft ist. Wir überlassen ihn dem sichern Geleite der allgemeinen Rechtschaffenheit und Pflichttreue, die schon während seines Studirens die innigste Seele seines Lebens geworden.

Dieser beweiset durch die Verzichtleistung auf den eigentlichen Gelehrten-Beruf, daß er denselben für heilig halte; wer mit Rechtschaffenheit und gutem Gewissen in irgend einer Art und Gattung diesen Beruf übernimmt, zeigt durch sein Thun und ganzes Leben, daß er ihn für heilig hält. Wie diese Anerkennung des Heiligen insbesondre in jeder besondern Art und Gattung des Gelehrten-Berufs, dessen Gattungen wir vollständig

angegeben haben, ſich zeige, davon werden wir nach der Reihe in den künftigen Vorleſungen reden. Heute wollen wir nur noch angeben, wie ſie im Allgemeinen, immer ſich gleichbleibend bei der Verſchiedenheit der Gattungen, ſich äußere und offenbare.

Der würdige Gelehrte will kein anderes Leben und Wirken haben, ſich geſtatten und an ſich dulden, außer dem unmittelbaren Leben und Wirken der göttlichen Idee in ihm. Dieſer unveränderliche Grundſatz durchdringt und beſtimmt nach ſich innerlich ſein ganzes Denken; derſelbe Grundſatz durchdringt und beſtimmt nach ſich äußerlich ſein Handeln. Was zuvörderſt das erſte betrifft, — da er durchaus keine Regung in ſich und an ſich duldet, die nicht unmittelbar ſey Regung und Leben der göttlichen Idee, die ihn ergriffen hat, ſo wird begleitet ſein ganzes Leben von dem unerſchütterlichen Bewußtſeyn, daß es einig ſey mit dem göttlichen Leben, daß an ihm und in ihm Gottes Werk vollbracht werde,

und sein Wille geschehe, er ruhet darum auf demselben mit unaussprechlicher Liebe und mit der unzerstörbaren Ueberzeugung, daß es recht sey und gut. Hierdurch wird nun sein Blick überhaupt geheiliget, verklärt und religiös; in seinem Innern geht ihm die Seligkeit auf, und in ihr stete Freudigkeit, Ruhe und Stärke: alles auf dieselbe Weise, wie dieses auch der ungelehrte, ja der allerniedrigste im Volke, durch treue Ergebung in Gott, und durch redliche Erfüllung seiner Pflichten, als göttlichen Willens gleichfalls sich erwerben, und genießen kann; daß daher dies keineswegs eine Eigenthümlichkeit des Gelehrten ist, und dasselbe hier nur in der Bedeutung angemerkt wird, daß er dieser religiösen Ansicht seines Lebens gleichfalls theilhaftig sey, und derselben theilhaftig werde auf dem angezeigten Wege.

Jener Grundsatz durchdringt äußerlich das Handeln des wahren Gelehrten. Er hat mit diesem Handeln niemals noch einen andern Zweck außer dem, seine Idee auszudrücken,

und die erkannte Wahrheit darzustellen in Werk oder Wort. Keine persönliche Rücksicht auf sich selbst oder andere treibt ihn zu thun, was nicht durch diesen Zweck gefordert wird, keine solche Rücksicht hält ihn zurück, so daß er irgend etwas durch diesen Zweck gefordertes unterlasse, Seine Person und alle Persönlichkeit in der Welt ist ihm schon vorlängst verschwunden, und rein aufgegangen in dem Anstreben der Verwirklichung der Idee. Nur die Idee treibt ihn, und wo sie ihn nicht treibt, da ruht er und bleibt unthätig. Er übereilt nichts, von Unruhe und Rastlosigkeit getrieben, welche Erscheinungen zwar wohl Vorbedeutungen einer sich entwickelnden Kraft seyn können, niemals aber bei der wahrhaft entwickelten reifen und männlichen Kraft angetroffen werden. Ehe nicht die Idee ihm klar und lebendig, bis zum Worte oder zur That vollendet, und abgerundet da steht, treibt ihn nichts zur Thätigkeit: die Idee treibt ihn ganz und bemächtigt sich aller seiner Kraft, füllt

aus alles sein Leben und Streben. Er setzt immer und ununterbrochen sein ganzes persönliches Daseyn, das er bloß und lediglich als Werkzeug derselben betrachtet, an derselben Ausführung.

Möchte ich nur über diesen einzigen, nunmehro von allen Seiten berührten und angeregten Punkt Ihnen verständlich werden und Sie überzeugen. Was der Mensch auch immer thun möge, so lange er es aus sich selber, als endliches Wesen, und durch sich selbst, und aus eignem Rathe thut, ist es nichtig, und zerfließt in das Nichts. Erst wie eine fremde Gewalt ihn ergreift, ihn forttreibt, und statt seiner in ihm lebendig wird, kommt wirkliches und wahrhaftes Daseyn in sein Leben. Diese fremde Gewalt nemlich ist immer die Gewalt Gottes. Auf dessen Rath zu schauen, und diesem sich ganz hinzugeben, ist die einzige wahre Weisheit, in jedem menschlichen Geschäfte, und darum ganz vorzüglich in dem höchsten, was dem Menschengeschlechte zu Theil wurde, im Berufe des wahren Gelehrten.

Achte Vorlesung.

Vom Regenten.

Derjenige, in welchem die gelehrte Bildung ihren Endzweck — den gebildeten in den Besitz der Ideen zu setzen, wirklich erreicht hat, zeiget durch die Ansicht und die Verwaltung des übernommenen Gelehrten-Berufes, daß sein Geschäft ihm über alles ehrwürdig und heilig sey. Die auf die Fortbildung der Welt sich beziehende Idee kann ausgedruckt werden, entweder durch wirkliches Leben und Wirken, oder zunächst in dem bloßen Begriffe. Auf die erste Weise wird sie von denen ausgedruckt, welche die Verhältnisse der Menschen, — theils unter einander selbst, oder den rechtlichen Zustand, theils ihr Verhältniß zur willenlosen Natur, oder die Herrschaft der Vernunft über das

Vernunftlose, — ursprünglich und als letztes freies Prinzip leiten und anordnen, welche über die wirkliche Einrichtung dieser Verhältnisse einzeln oder in Verbindung mit andern, selbst zu denken, selbst zu urtheilen, und etwas geltendes selbstständig zu beschließen das Recht und den Beruf haben. Von der heiligen Ansicht und Verwaltung dieses Geschäfts haben wir heute zu reden. Wir wollen um der Kürze willen, und da wir durch die Bestimmung unsers Begriffs dem Mißverständnisse vorgebaut haben, die Verwalter des beschriebenen Geschäfts im Allgemeinen nennen die Regenten.

Das Geschäft des Regenten ist in den frühern Vorlesungen, und so eben bestimmt angegeben worden, und es bedarf für unsern dermaligen Zweck keiner weitern Zergliederung desselben. Wir haben nur zu zeigen, welche Fähigkeiten und Fertigkeiten der wahrhaftige Regent besitze, und durch welche Ansicht und Verwaltung seines Berufs er beweise, daß er denselben heilig halte.

Wer ſein Zeitalter und die Verfaſſung deſſelben zu leiten und zu ordnen übernimmt, der muß über dieſelben erhaben ſeyn, ſie nicht bloß hiſtoriſch kennen, befangen in dieſer Kenntniß, ſondern dieſelbe durchaus verſtehen und begreifen. Der Regent beſitzt zuförderſt einen lebendigen Begriff von demjenigen Verhältniſſe überhaupt, worüber er die Aufſicht übernimmt, weiß, was es eigentlich an ſich iſt, bedeutet und ſoll. Er kennt ferner vollſtändig die veränderlichen und auſſerweſentlichen Geſtalten, die es in der Wirklichkeit, unbeſchadet ſeines innern Weſens, annehmen kann. Er kennt die beſtimmte Geſtalt, welche es in der Gegenwart angenommen, und weiß, durch welche neue Geſtalten hindurch es dem an ſich unerreichbaren Ideale immer mehr angenähert werden müſſe. Ihm gilt kein Glied der beſtehenden Verfaſſung für ein nothwendiges und unveränderliches, ſondern jedwedes nur für einen zufälligen Standpunkt in einer ſtets zu gröſſerer Vollkommenheit herauf zu ſteigernden Reihe. Er kennt

das Ganze, von welchem jenes Verhältniß ein Theil iſt, und von welchem alle Verbeſſerungen des Letztern Theile bleiben müſſen; und behält dieſes Ganze bei den beabſichtigten Verbeſſerungen des Einzelnen unverrückt im Auge. Dieſe Kenntniß giebt ſeinem Erfindungsgeiſte die Mittel an die Hand, ſeine Verbeſſerungen auszuführen; dieſelbe Kenntniß verwahrt ihn vor dem Fehlgriffe, durch vermeinte Verbeſſerungen des Einzelnen, das Ganze zu desorganiſiren. Sein Blick vereinigt immerfort die Theile und das Ganze, und das letztere im Ideale und in der Wirklichkeit.

Wer nicht mit dieſem freien Blicke die menſchlichen Verhältniſſe betrachtet, der iſt niemals Regent, an welcher Stelle er auch ſtehe, und er kann es nie werden. Seine Anſicht ſelbſt, und ſein Glaube an die Unveränderlichkeit des Beſtehenden macht ihn zum Untergeordneten und zum Werkzeuge derer, welche die Einrichtung machten, an deren Unveränderlichkeit er glaubt. Es trägt ſich dies oft zu, und

es haben nicht alle Zeiten wirkliche Regenten. Große Geister der Vorwelt herrschen oft noch lange nach ihrem Tode fort über die künftigen Zeitalter, vermittelst solcher, die Nichts für sich, sondern nur die Fortsetzungen und Lebensverlängerungen von jenen sind. Sehr oft ist dies auch kein Unglück; nur soll derjenige, der das menschliche Leben mit tieferem Blicke zu fassen begehrt, wissen, daß diese nicht eigentliche Regenten sind, und daß unter ihnen die Zeit nicht fortgeht, sondern ruht; — vielleicht um Kräfte für neue Schöpfungen zu gewinnen.

Der Regent, sagte ich, versteht das Verhältniß, worüber er die Aufsicht übernimmt; und erkennt, was Jedes an sich sey, und seyn solle insbesondere, und er versteht es überhaupt als absoluten göttlichen Willen an die Menschen. Es gilt ihm nicht als Mittel für irgend einen Zweck; noch etwa insbesondere für den Zweck des menschlichen Wohlseyns; sondern er begreift es selber als Zweck, als die absolute Weise, Ordnung und Wahrheit, in der

das Menſchengeſchlecht exiſtiren ſoll, nachdem es überhaupt exiſtirt.

Hierdurch wird ihm nun zuförderſt ſein Geſchäft, dem Adel ſeiner eignen Denkart gemäß, veredelt und gewürdiget. Alles ſein Sinnen und Trachten darauf zu richten, und ſein ganzes Leben zu ſetzen an den Zweck, daß ſterbliche Menſchen die kurze Spanne Zeit, welche ſie neben einander zu leben haben, ſich unter ſich ſo wenig als möglich verbittern, und daß ſie zu eſſen und zu trinken haben und ſich zu kleiden, ſo lange, bis ſie einer künftigen Generation Platz machen, die wiederum eſſen und trinken wird, und ſich kleiden, — dieß Geſchäft müßte einem edlen Menſchen als eine ſeiner ſehr unwürdige Beſtimmung erſcheinen. Der Regent nach unſerm Bilde iſt gegen dieſe Anſicht ſeines Berufs geſichert. Durch denſelben Begriff jener Verhältniſſe wird ihm das Geſchlecht, an welchem er ſeinen Beruf verwaltet, gewürdigt. Wer immerfort die Unbeholfenheit und Ungeſchicklichkeit der Menſchen im

Auge zu behalten, und dieſelben täglich zu leiten hat, wer noch überdies oft Gelegenheit bekommt, ihre Schlechtigkeit und ihr Verderben im Allgemeinen zu überblicken, der könnte — auf nichts mehr ſehend denn auf dies, nicht ſehr geneigt ſeyn, ſie zu achten oder zu lieben; wie denn auch von jeher kräftige Geiſter auf erhabenen Stellen, deren Inneres nicht von wahrer Religioſität durchdrungen geweſen, nicht dafür bekannt ſind, daß ſie das Menſchengeſchlecht ſehr verehret hätten, oder geachtet. Der Regent nach unſerm Bilde blickt in ſeiner Würdigung des Geſchlechts über dasjenige, was ſie wirklich ſind, hinaus, auf das, was ſie im göttlichen Begriffe ſind, und dieſem zufolge werden können, werden ſollen, und einſt ganz gewiß ſeyn werden; — und dies erfüllt ihn mit Achtung für ein Geſchlecht von dieſer erhabenen Beſtimmung. Liebe iſt nicht einem Jeden anzumuthen; es iſt ſogar, wenn man tiefer denkt, eine Anmaßung, daß ein Regent ſich herauswehme, die geſammte Menſchheit,

heit, oder auch nur seine gesammte Nation, zu lieben, und sie seiner Liebe zu versichern und sie von derselben abhängig zu machen. Diese Liebe wird dem von uns geschilderten Regenten erlassen; sein Respekt für die Menschheit, als das Bild und den Schützling der Gottheit, ersetzt dieselbe im Uebermaße.

Er begreift sein Geschäft als göttlichen Begriff vom Menschengeschlechte; er begreift ferner die Verwaltung desselben, als göttlichen Begriff von Ihm selber, diesem Individuum; er anerkennt sich für einen der ersten und unmittelbarsten Diener der Gottheit, für eines der körperlich existirenden Gliedmaßen, durch welche sie geradezu eingreift in die Wirklichkeit. Nicht etwa, daß dieser Gedanke ihn zu hochmüthiger Selbsterhebung aufblähe; Jeder, der von der Idee ergriffen ist, hat seine Persönlichkeit in derselben verloren, und er hat gar keinen Sinn mehr übrig für ein Selbst in ihm und an ihm; sondern daß er ihn treu und gewissenhaft mache in seinem erhabenen Berufe.

Daß er ſelber, als Er ſelber, und als dieſes Individuum dieſe Anſchauung der Ideen, und dieſe Kraft derſelben ſich nicht gegeben, ſondern ſie empfangen habe, weiß er ſehr wohl; er weiß, daß er von dem Seinigen nichts hinzuthun kann, als den rechtſchaffenen und gewiſſenhaften Gebrauch; er weiß, daß daſſelbe in eben dem Maaße der Niedrigſte im Volke eben ſo wohl thun kann, als er ſelbſt es thun kann; und daß dieſer ſodann in den Augen der Gottheit denſelben Werth hat, welchen auch er unter dieſer Bedingung haben wird. Der äußere Rang vollends, und die Erhabenheit ſeines Sitzes über andere Sitze, welche nicht ſeiner Perſon, ſondern ſeiner Würde gegeben worden; und welche lediglich eine der Bedingungen der Verwaltung dieſer Würde iſt, dieſes wird ihn, der höhere und weſentlichere Auszeichnungen zu würdigen weiß, nicht blenden. Mit einem Worte; er betrachtet in dieſer Anſicht ſein Geſchäft nicht etwa als einen Liebesdienſt, den er der Welt leiſte, ſondern als ſeine abſolute per-

sönliche Pflicht und Schuldigkeit, durch deren Leistung allein er sein persönliches Daseyn erhält, gewinnt und bezahlt, und ohne welche er zergehet in Nichts.

Dieselbe Ansicht seines Berufs, als des göttlichen Rufs an ihn berechtiget ihn in sich selber, und rechtfertiget ihn vor sich selber gegen eine erhebliche Bedenklichkeit, welche außerdem in diesem Geschäfte sehr oft den gewissenhaften befallen müßte; und sie macht seinen Gang sicher, entschieden und ohne Wanken. — Zwar darf niemals und in keinem Falle der Einzelne, im Begriffe bestimmt, und berechnet gedacht, als dieser Einzelne, dem Ganzen aufgeopfert werden; sey dieser Einzelne auch noch so geringfügig, sey das Ganze, und das dabei beabsichtigte Interesse des Ganzen auch noch so überschwänglich. Oft aber müssen Theile des Ganzen für das Ganze in Gefahr gesetzt werden; welche Gefahr nun selber, keinesweges aber der Regent, entscheide, und unter den Einzelnen ihre Opfer sich auswähle. Wie könnte

derjenige Regent, der keine andere Bestimmung des Menschengeschlechts begriffe, als die, daß demselben hienieden wohl sey, und der sich lediglich als den liebenden Pfleger dieses Wohlseyns betrachtete, jemals vor seinem Gewissen die Gefährdung und den erfolgten Fall jener einzelnen Opfer verantworten; da ja jeder Einzelne denselben Anspruch auf Wohlseyn haben muß, den die andern Einzelnen gleichfalls haben? Wie könnte ein solcher z. B. die Beschließung eines gerechten Krieges, eines Krieges, der für die Erhaltung der unmittelbar, oder mittelbar (zufolge der nothwendigen Folgen für die Zukunft) bedrohten Selbstständigkeit der Nation unternommen wird, die Opfer, die in demselben fallen, und die mannigfaltigen Uebel, die durch ihn sich über die Menschheit verbreiten, jemals vor seinem Gewissen verantworten? Der Regent, der sein Geschäft als einen göttlichen Beruf erkennt, steht gegen alle diese Bedenklichkeiten, und gegen die Ueberraschung jeder unmännlichen Weichheit fest und

unerschüttert. Ist der Krieg gerecht, so ist es Gottes Wille, daß Krieg seyn soll, und Gottes Wille an Ihn, daß er den Krieg beschließe. Falle nun als Opfer, was da fallen soll; es ist abermals der göttliche Wille, welcher das Opfer sich wählt. Gott hat das vollkommenste Recht auf alles menschliche Leben, und alles menschliche Wohlseyn, da es von ihm ausgegangen ist, und zu ihm zurükkehrt, und nichts in seiner Schöpfung verloren gehen kann. — Nicht anders in der Verwaltung des Rechts. Es muß ein allgemeines Gesetz seyn, und dieses allgemeine Gesetz muß schlechthin ohne Ausnahme gehandhabt werden. Um eines Einzelnen Willen, der da glaubt; seine Lage sey so einzig, daß ihm durch die Handhabung dieses Gesetzes zu hart geschehe, und an dessen Vorgeben vielleicht etwas wahres ist, kann die Allgemeinheit des Gesetzes nicht aufgegeben werden. Bringe er das kleine Unrecht, das ihm geschieht, der Erhaltung des Rechtes überhaupt unter den Menschen, zum Opfer.

Diese in dem Regenten waltende, und die Verhältnisse seiner Zeit und seiner Nation gestaltende göttliche Idee wird nun, so wie es die Idee allenthalben, und in jeglicher Gestalt, in der sie den Menschen ergreift, wird, das eigne Leben desselben: und er mag kein anderes Leben haben, noch an sich dulden, und gestatten, außer diesem Leben. Er erfasset zuförderst in deutlichem Bewußtseyn dieses sein Leben, als das unmittelbare göttliche Wirken und Walten in ihm, und die Vollziehung des göttlichen Willens an und in seiner Person. Es ist nicht nöthig, den im Allgemeinen geführten Beweis, daß dieses Bewußtseyn seinen Blick heiliget, verkläre und in Gott eintauche, hier insbesondere zu wiederholen. Jederman bedarf der Religion, jedermann kann sie an sich bringen, jederman erhält mit ihr unmittelbar die Seeligkeit: Ganz vorzüglich bedarf sie, wie sich schon oben ergeben hat, der Regent. Ohne in ihrem Lichte sein Geschäft zu verklären, kann er es gar nicht mit gutem Gewissen treiben.

Es bleibt ihm nichts übrig, als entweder Gedankenlosigkeit, und mechanische Betreibung seines Geschäfts, ohne über die Gründe und die Berechtigung desselben je sich Rechenschaft abgelegt zu haben; oder falls ihm Gedankenlosigkeit nicht zu Theil wurde, Gewissenlosigkeit, Verstockung, harter Sinn, und Menschenhaß und Menschenverachtung.

Die in ihm zum eignen Leben herausgestaltete Idee ist es, die statt seiner sein Leben führet. Nur Sie treibt ihn; nicht anderes an ihrer Stelle. Seine Person ist ihm längst in der Idee aufgegangen: wie könnte jemals von ihr eine Triebfeder ausgehen? Er lebt in der Ehre; in Gott verschmolzen sein ewiges Werk zu wirken: wie könnte der Ruhm; das, was sterbliche und vergängliche Menschen von ihm urtheilen werden, für ihn eine Bedeutung haben? Immer mit seiner ganzen Person an die Idee gesetzt, wie könnte er jemals nur Sich gütlich thun, oder sich schonen wollen? Seine Person und alle Persönlichkeit ist ihm

in dem göttlichen Begriffe von einer Ordnung des Ganzen verschwunden. Er denket die Ordnung, und erfasset nur durch das Medium dieses Gedankens die Personen; er gestattet drum in seinem Berufe weder Freund, noch Feind, weder Günstling, noch Zurückgesetzten, sondern alle insgesammt, und Er selbst mit ihnen, gehen ihm ewig auf in dem Begriffe der Selbstständigkeit und der Gleichheit Aller.

Nur die Idee treibt ihn, und wo sie ihn nicht treibt, da hat er kein Leben, sondern er bleibt in Ruhe und unthätig. Er will niemals nur wirken, sich regen und thätig seyn, bloß damit etwas geschehehe, oder von ihm gesagt werde, daß er thätig sey; denn er will niemals bloß, daß etwas geschehe, sondern daß geschehe, was die Idee will. So lange ihm diese schweiget, schweiget auch Er, denn nur für sie hat er die Sprache. Er respektirt keineswegs das Alte, darum weil es alt ist; aber er will eben so wenig ein Neues, damit ein Neues sey, und darum, weil es neu ist. Er

will das Beſſere und Vollkommnere; ſo lange dieſes noch nicht in ſeiner Klarheit ihm aufgegangen iſt, und ſo lange er durch Neuerung die Sachen lediglich anders, keinesweges aber beſſer machen würde, thut er eben gar nichts, und vergönnt dem Alten den Vorzug, den es durch die frühere Beſitzergreifung gewonnen.

Auf dieſe Weiſe ergreift und durchdringet ihn die Idee ganz, durchaus, und ohne Rückhalt, und es bleibet nichts übrig von ſeiner Perſon, und von ſeinem Lebenslaufe, das nicht ihr als ein immerwährendes Opfer fortbrenne. Und ſo iſt er denn die unmittelbarſte Erſcheinung Gottes in der Welt.

Daß ein Gott ſey, leuchtet dem nur ein wenig ernſthaften Nachdenken über die Sinnenwelt ohne Schwierigkeit ein. Man muß zuletzt doch damit enden, demjenigen Daſeyn, was insgeſammt nur in einem andern Daſeyn gegründet iſt, ein Daſeyn zu Grunde zu legen, welches den Grund ſeines Daſeyns in ſich ſelber habe; und dem in unaufhaltbarem Zeit-

fluſſe hinfließendem Veränderlichen ein daurendes und unveränderliches zum Träger zu geben. Unmittelbar ſichtbar aber, und wahrnehmbar durch alle auch äußere Sinne, erſcheinet die Gottheit, und tritt ein in die Welt in dem Wandel göttlicher Menſchen. In dieſem Wandel ſtellt ſich dar die Unveränderlichkeit des göttlichen Weſens in der Feſtigkeit und Unerſchütterlichkeit des menſchlichen Wollens, das ſchlechthin durch keine Gewalt von der vorgezeichneten Bahn abzubringen iſt. In ihm ſtellet ſich dar Gottes innere Klarheit an der menſchlichen Erfaſſung und Umfaſſung alles Irrdiſchen in dem Einen, das da ewig dauert. In ihm ſtellet ſich dar Gottes Wirken, nicht gerade in der Beglückung, worin auch das göttliche Wirken nicht beſteht, ſondern in dem Ordnen, Veredlen und Würdigmachen des menſchlichen Geſchlechts. Ein göttlicher Wandel iſt der entſcheidendſte Beweis, den Menſchen für das Daſeyn Gottes führen können.

Es iſt der Menſchheit alles daran gelegen,

daß jene Ueberzeugung vom göttlichen Daseyn, ohne welches sie selbst in ihrer Wurzel in Nichts zergehen würde, in derselben nie verschwinde, und untergehe, und ganz besonders muß den Regenten, als den höchsten Anordnern der menschlichen Verhältnisse daran gelegen seyn. Theoretisch durch Vernunftgründe jenen Beweis zu führen, oder über die Art dieser Beweisführung durch die zweite Gattung der Gelehrten zu richten, und zu wachen, ist nicht ihres Amtes; dagegen aber fällt die faktische Beweisführung durch ihr eignes Leben, und diese zwar in der höchsten Instanz, ihnen ganz eigentlich anheim. Spreche aus ihrer Verwaltung uns allenthalben Festigkeit und Sicherheit, spreche allseitige Klarheit, spreche ein ordnender und veredelnder Geist uns an, und wir werden in ihren Werken Gott sehen von Angesicht zu Angesicht, und keines andern Beweises bedürfen; Gott ist, werden wir sagen, denn sie sind, und er ist in ihnen.

Neunte Vorlesung.

Vom mündlichen Gelehrten-Lehrer.

Neben denjenigen Besitzern der Ideen, deren Geschäft es ist, durch Leitung der menschlichen Angelegenheiten die Idee unmittelbar in das Leben einzuführen, giebt es noch eine zweite Gattung: die eigentlich und vorzugsweise also genannten Gelehrten, welche die Idee zunächst darstellen im Begriffe; und deren Beruf es ist, die Ueberzeugung, daß es überhaupt eine göttliche dem Menschen zugängliche Idee gebe, zu erhalten, diese Idee immer fort zur höherer Klarheit und Bestimmtheit zu erheben, und sie in dieser sich stets verjüngenden und verklärenden Gestalt von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen.

Dieſer letztere Beruf theilt ſich wiederum in zwei andere, ihrem nächſten Zweck und den Regeln ihrer Ausführung nach ſehr verſchiedene Geſchäfte. Entweder nemlich ſollen nur erſt die Gemüther der Menſchen zur Empfänglichkeit für die Idee heraus gebildet werden, oder die Idee ſelber ſoll in einer beſtimmten Geſtalt für die zu ihrer Erfaſſung ſchon hinlänglich gebildeten, niedergelegt werden. Das erſte Geſchäft hat zu ſeinem nächſten, und unmittelbaren Gegenſtande beſtimmte Menſchen; der Gebrauch, der in denſelben von der Idee gemacht wird, iſt lediglich das Mittel, eben dieſe Menſchen, als den nächſten Zweck, alſo zu bilden, daß ſie fähig werden, ſelbſtſtändig und durch ſich die Idee zu erfaſſen. Es folget, daß in dieſem Geſchäfte Rükſicht auf die zu bildenden Menſchen, den Standpunkt ihrer Bildung, und ihre Bildſamkeit überhaupt genommen werden muß; und daß ein Wirken in dieſem Fache Werth hat, nur, inwiefern es gerade auf diejenigen paſſet, auf die es berechnet iſt, und auf

keine andere. Das zweite hat zum Gegenſtande unmittelbar die Idee, und die Bildung und Geſtaltung derſelben in einem Begriffe, und nimmt durchaus keine Rükſicht auf irgend eine ſubjektive Beſchaffenheit und Bildſamkeit der Menſchen; es hat dieſes Geſchäft überhaupt keinen im Geſichte, als ganz beſtimmt denjenigen, welcher fähig iſt, die Idee in dieſer ihr gegebenen Geſtalt zu faſſen, ſein Werk ſelber ſezt und beſtimmt durch ſich ſelbſt den Empfänger, und dieſes Werk iſt eben für denjenigen, der es faſſen kann. Der erſtere Zweck wird am beſten und ſchicklichſten erreicht durch mündliche Vorträge der Gelehrten, Erzieher; der zweite durch gelehrte Schriften.

Beide Geſchäfte gehören zu dem eigentlichen Gelehrten Berufe, keinesweges zu den ſubalternen, und untergeordneten Verrichtungen der Studirten, die ihnen nur darum anheim fallen, weil ſie den eigentlichen Zweck ihres Studirens nicht erreicht haben. Jeder, der auch nur gewiſſenhaft ſein Studiren betrieben, und bei

dieſem gewiſſenhaften Studium ganz ſicher einen Begriff von der Wichtigkeit des Gelehrten Berufs erhalten, zeiget durch die Nichtübernahme der zuletzt genannten Geſchäfte, falls er nicht mit feſter Ueberzeugung die Tüchtigkeit zu denſelben in ſich findet, daß er dieſelben für heilig achte; wer ſie aber übernimmt, zeigt es durch die würdige Verwaltung. In der künftigen Stunde werden wir von dem würdigen Schriftſteller reden; heute unterhalten wir uns von dem würdigen Lehrer künftiger Gelehrten.

Die Lehrer und Erzieher derjenigen, die ſich für den gelehrten Stand beſtimmen, ſind aus guten Gründen einzutheilen in zwei Klaſſen; in die Lehrer an den niedern gelehrten Schulen, und in die an den höhern, oder den Univerſitäten. Nicht ohne Bedacht zähle ich auch die Lehrer an den niedern gelehrten Schulen zu den eigentlichen, keinesweges aber ſubalternen Gelehrten, und fordere in dieſer Rükſicht von ihnen, daß ſie in den Beſitz der Ideen gekommen, und von denſelben, wenn

auch nicht gerade bis zur innigen Klarheit, dennoch bis zur lebendigen Wärme, durchdrungen seyen. Schon als Knabe werde derjenige, der zum Studiren bestimmt ist, ihm selbst unsichtbar mit den Ideen, und der Heiligkeit derselben umgeben, und in sie eingetaucht. Nichts werde gemein und handwerksmäßig mit ihm getrieben, und ihm als Mittel für einen beschränkten Zweck Preis gegeben, woraus irgend einmal etwas ideales sich entwickeln soll. Zum Glück sind die Gegenstände, welche ganz eigentlich in die Schulen gehören, von der Art, daß sie jeden, der sie nur gründlich treibt, über die gemeine Denkart erheben, und die Lehrer unvermerkt leiten, auch ihre Anvertrauten darüber wegzusetzen; möchte nur von der äußern Lage derselben Lehrer in der Regel sich dasselbe sagen lassen, und ihre Unabhängigkeit, und ihr Standpunkt in der Gesellschaft ihrem höchst ehrwürdigen Berufe immer entsprechen. Die Gegenstände des Schulunterrichts sagte ich: An einem gründlichen Studium der Sprache,

getrieben,

getrieben, ſo wie es getrieben werden muß, an alten, von unſrer Verknüpfung der Begriffe weſentlich verſchiedenen Sprachen, entwickelt ſich eine tiefere Einſicht in die Begriffe, und aus den Werken der Alten, an denen dieſes Studium getrieben zu werden pflegt, ſpricht ein würdiger und veredlender Geiſt das jugendliche Gemüth an. Aus dieſem Grunde ſoll der Lehrer an jeder Schule für künftige Gelehrte der Ideen theilhaftig ſeyn, weil er den Jüngling mit dem Hohen und Edlen, noch ehe dieſer es zu unterſcheiden vermag von dem Gemeinen, unvermerkt vertraut zu machen, und ihn an daſſelbe zu gewöhnen hat, und ihn zu entwöhnen von dem Niedrigen und Unedlen. — Alſo bewahret in den Jahren des zarten Alters, und alſo vorbereitet auf das Höhere, betrete der Jüngling die Univerſität. Auf dieſer erſt kann ihm deutlich ausgeſprochen werden, und er geleitet werden, zu begreifen, und anzuerkennen, — was ich in dieſen Vorleſungen vor ihnen auszuſprechen mich beſtrebe

habe: — daß unſer geſammtes Geſchlecht wahrhaft da iſt nur in dem göttlichen Gedanken, und daß es Werth hat, nur inwiefern es mit dieſem göttlichen Gedanken übereinkommt, und daß der Stand der Gelehrten dazu da iſt, um dieſen göttlichen Gedanken nachzubegreifen, und ihn einzuführen in die Welt. Auf der Univerſität erſt kann der Studirende einen deutlichen Begriff von dem Weſen und der Würde derjenigen Beſtimmung erhalten, welcher ſchon vorher ſein Leben gewidmet wurde. Hier muß er dieſen deutlichen Begriff erhalten. Der Lehrer an der niedern Schule hatte noch auf einen andern Unterricht zu rechnen für ſeinen Anvertrauten, und ſetzte denſelben voraus: der akademiſche Lehrer hat auf keinen weitern Unterricht zu rechnen, außer auf denjenigen, den der angehende Gelehrte ſich ſelber zu geben hat, und zu welcher Fähigkeit, daß er ſich ſelber ſein eigner Lehrer werde, er ihn aber erheben ſoll: aus ſeinem Hörſaale ihn entlaſſend, übergiebt er ihn an ſich ſelber und an die

Welt. Hierin eben, daß der Jüngling auf der niedern Schule seinen Beruf nur ahnde, der Jüngling aber auf der Universität ihn deutlich begreife und erkenne, dürfte wohl der wahre charakteristische Unterschied der niederen von der höhern Schule liegen, und dadurch die verschiedenen Pflichten der Lehrer an beiden bestimmt werden.

Der akademische Lehrer, von welchem wir vorzüglich zu reden haben, soll den mit dem Wesen und der hohen Würde seines Berufs deutlich bekannt gemachten Studirenden bilden zur Empfänglichkeit für die Idee, und zu der Fähigkeit, dieselbe aus sich selber zu entwickeln, und ihr eine eigenthümliche Gestalt zu geben; — alles dies, wenn er kann: in jedem Fall aber, und unbedingt, soll er ihn mit Achtung und Respekt für den eigentlichen Gelehrten-Beruf erfüllen. Der erste Zweck des Studirens, daß die Idee von einer neuen und eigenthümlichen Seite gefaßt werde, ist zwar nicht aufzugeben, weder von dem Lernenden noch von

dem Lehrenden an dem Lernenden; es wäre aber doch möglich, daß er verfehlt würde, und beide müssen sich im Voraus auf diese Möglichkeit bescheiden. Wird auch dieser Zweck verfehlt, so kann der studirte, noch immer ein brauchbarer, würdiger, und rechtschaffner Mann bleiben. Der letzte Zweck aber, daß er wenigstens Achtung für die Idee aus seinen Bestrebungen nach derselben mit davon bringe, um dieser Achtung willen vermeide etwas zu übernehmen, dem er sich nicht gewachsen fühlt, wenigstens durch die Fortdauer dieser Achtung für das ihm unerreichbare, fortdauernd sich heilige, und alles, was an ihn liegt, beitrage, um diese Achtung unter den Menschen zu erhalten, ist niemals aufzugeben; denn, falls sogar dieser Zweck nicht erreicht würde, ginge über seinem Studiren selbst seine Würde als Mensch verloren, und er würde, durch dasjenige, was ihn erheben sollte, nur um so tiefer verdorben. Die Erreichung des ersten Zwecks an dem Studirenden ist für den akademischen Lehrer ein beding-

ter Zweck: bedingt durch die Möglichkeit seiner Ausführung. Die Erreichung des zweiten muß er stets ansehen, und anerkennen, als seinen unbedingten Zweck, den er mit Wissen und Willen nie aufgeben darf. Zwar möchte es kommen, daß er auch diesen nicht erreichte; nur muß er niemals an dessen Erreichung verzweifeln.

Was kann nun der akademische Lehrer für die Erreichung des letztern Zweckes thun? Ich antworte: er kann dafür nichts besonderes thun, und nichts anderes, als dasjenige, was er für den ersten und nächsten Zweck ohnedies thun müßte. Indem er dies letztere thut, und es ganz thut, thut er zugleich das erstere mit. Er prägt ihnen Achtung für die Wissenschaft ein; sie werden ihm nicht glauben, wenn er nicht diese tiefe Achtung, die er ihnen empfiehlt, selber in seinem ganzen Leben zeigt. Er will sie innigst mit dieser Achtung durchdringen; lehre er nicht bloß durch Worte, sondern durch die That; sey er selbst das lebendige Beispiel, und

die ununterbrochene Erläuterung desjenigen Satzes, den er ihnen zum Leiter ihres ganzen Lebens geben will. Das Wesen des gelehrten Berufs, als einen Ausdruck der göttlichen Idee, hat er ihnen beschrieben; daß diese Idee den wahren Gelehrten ganz durchdringe, und erfasse, und ihr Leben an der Stelle seines eignen Lebens setze, hat er ihnen gesagt; vielleicht hat er ihnen noch überdies gesagt, auf welche bestimmte Weise nun Er selber an seinem Theile den Endzweck der Wissenschaft zu verwalten habe, und worinn sein eigentlicher besonderer Beruf, als akademischer Lehrer bestehe. Zeige er sich als das, was er ohne dies seyn muß, als ergriffen von diesem seinen Berufe, und als das immerwährende Opfer desselben, und sie werden begreifen lernen, daß die Wissenschaft etwas achtungswürdiges sey.

Durch diese Seite seines Berufes werden nun zwar die Pflichten des akademischen Lehrers nicht verändert, denn er kann, wie schon oben gesagt, für den letztern Zweck nichts thun,

was er nicht ohnedies für den ersten hätte thun müssen: aber seine eigene Ansicht dieses Berufes wird ruhiger und fester. Möge ihm auch unmittelbar gar nicht sichtbar werden, und einleuchten, daß er seinen eigentlichen Zweck, seine Anvertrauten über das bloß leidende Auffassen zur Selbstthätigkeit, und über den Buchstaben hinaus zu der geistigen Ansicht zu führen, erreiche, so wird er darum doch nicht sogleich vergebens gearbeitet zu haben glauben. Dem akademischen Studium muß ohnedies das eigne Studium, zu welchem das erste nur die Vorbereitung ist, folgen. Ob er nun nicht doch zu diesem kräftig angeregt, ob er nicht einige, bis jetzt freilich nicht erscheinende Funken für dieses, die zu rechter Zeit sich schon entzünden werden, in die Seelen geworfen habe, das kann er doch immer nicht wissen. Allein selbst den schlimmsten Fall gesetzt, daß er auch so viel nicht erreicht hätte, — seine Thätigkeit hat noch einen andern Zweck, und wenn sie auch nur für diesen etwas geleistet hat, so ist sie

nicht ganz verloren. Wenn nur wenigstens der Glaube, daß es etwas achtungswürdiges für den Menschen gebe, daß Menschen durch Fleiß und Redlichkeit sich zur Anschauung dieses Achtungswürdigen erheben, und in dieser Anschauung kräftig und seelig seyn können, erhalten, und bei einigen erfrischt und belebt worden; wenn nur einigen die Ansicht ihres Geschäfts ein wenig gesteigert worden, so daß sie mit weniger Leichtsinn an dasselbe gehen werden, wenn er nur hoffen darf, daß einige seinen Hörsaal, wenn auch nicht gerade geistreicher, doch wenigstens bescheidener, verlassen werden, so hat er nicht ganz ohne Erfolg gearbeitet.

Der akademische Lehrer wird ein Beispiel der Achtung für die Wissenschaft, sagten wir, indem er sich zeiget als ganz und völlig durchdrungen und aufgegangen in seinem Berufe, und als ein nur ihm geweihetes Werkzeug.

Was erfordert dieser Beruf? Er, der akademische Lehrer, soll Menschen zur Empfäng-

lichkeit für die Idee ausbilden: er muß die Idee kennen, sie ergriffen haben, und von ihr ergriffen seyn; wie könnte ausserdem eine Empfänglichkeit für das ihm unbekannte ihm bekannt seyn? Er muß diese Empfänglichkeit selbst ehemals in sich ausgebildet haben, und sie mit sehr klarem Bewußtseyn in sich ausgebildet haben; denn nur durch unmittelbaren eigenen Besitz kann sie erkannt werden, nur durch unmittelbare eigene Erwerbung kann die Kunst, dieselbe zu erwerben, bekannt werden. Er kann sie zu dieser Empfänglichkeit nur durch die Idee selber, und dadurch, daß er diese in den verschiedensten Gestalten und Wendungen an sie bringt, und sie an ihnen versucht, ausbilden. Die Idee ist durchaus eigenthümlicher, und von allem Mechanismus in der Wissenschaft völlig verschiedener Natur; nur dadurch, daß man sie empfängt, bildet sich die Empfänglichkeit für sie. Durch das Mittheilen des bloßen Mechanismus übt man freilich im Mechanismus, nimmermehr aber erhebt man zur Idee. Es ist eine

unerlaßliche Anforderung an den akademischen Lehrer, daß er die Idee in vollkommner Klarheit, und als Idee erfaßt habe, und den besondern Lehrzweig, den er etwa vorträgt, in der Idee erfaßt habe; und aus ihr verstehe, was dieser Lehrzweig eigentlich sey, bedeute, und wolle: indem ja jeder besondere Lehrzweig keinesweges vorgetragen wird, lediglich damit er vorgetragen werde, sondern als eine besondere Gestalt, und Seite der Einen Idee, und damit auch diese Seite an dem Studirenden versucht, und er an ihr versucht werde. Könnte nicht wenigstens am Schlusse seiner gelehrten Bildung dem Studirenden klar mitgetheilt werden, was das Studiren sey, so wäre ja das Studiren rein aus der Welt ausgetilgt, und es würde gar nicht mehr studirt, sondern es wäre lediglich die Anzahl der Handwerke um Eins, oder einige vermehrt. Wer sich nicht in dem lebendigen und klaren Besitze der Ideen weiß, der zeigt, wenn er auch nur gewissenhaft ist, seine Achtung für den Beruf eines akade-

miſchen Lehrers, von deſſen Weſen er doch wohl bei ſeinem Durchgange durch das Studiren Kunde bekommen haben wird, durch die Nichtübernehmung deſſelben.

Der akademiſche Lehrer hat den Beruf, nicht nur überhaupt die Idee, in dem Einen und vollendeten Begriffe, in dem er ſie erblickt, ſo wie der Schriftſteller, mitzutheilen; ſondern er muß ſie auf das mannigfaltigſte geſtalten, ausdrücken, und kleiden, um in irgend einer dieſer zufälligen Hüllen ſie an diejenigen, nach deren gegenwärtiger Bildung er ſich zu richten hat, zu bringen. Er muß daher die Idee nicht bloß überhaupt, er muß ſie in einer großen Lebendigkeit, Beweglichkeit, und innerer Wendbarkeit und Gewandheit beſitzen: Er vorzüglich muß dasjenige, was wir oben als Künſtlertalent des Gelehrten beſchrieben haben, beſitzen: die vollendete Fähigkeit, und Fertigkeit, in jeder Umgebung, den Funken der ſich zu geſtalten beginnenden Idee anzuerkennen, immer das geſchickteſte Mittel zu finden, um gerade dieſem

Funken zu vollkommnem Leben zu verhelfen, allenthalben und in jedem Zusammenhange anzuknüpfen wissen, dasjenige, worauf es eigentlich ankommt. Der Schriftsteller mag nur Eine Form für seine Idee besitzen; ist diese Form nur vollkommen, so hat er seiner Pflicht Genüge gethan: der akademische Lehrer soll eine Unendlichkeit von Formen besitzen, und ihm kommt es nicht darauf an, daß er die vollkommene Form finde, sondern daß er die in jedem Zusammenhange passendste finde. Ein guter akademischer Lehrer muß ein sehr guter Schriftsteller seyn können, sobald er will: umgekehrt aber folgt es gar nicht, daß selbst ein guter Schriftsteller ein guter akademischer Lehrer sey. Doch hat jene Fertigkeit und Gewandheit ihre Grade, und das Recht auf den akademischen Beruf ist nicht gerade jedem, der dieselbe nur nicht in dem höchsten Grade besitzt, abzusprechen.

Es folgt aus dieser von dem akademischen Lehrer zu fordernden Gewandheit in der Ge-

ſtaltung der Idee, noch eine neue Forderung an ihn — dieſe, daß ſeine Mittheilung ſtets neu ſey, und die Spur des friſchen und unmittelbar gegenwärtigen Lebens trage. Nur das mittelbar lebendige Denken belebt fremdes Denken, und greift ein in daſſelbe: eine veraltete und todte Geſtalt, ſey ſie auch vorher noch ſo lebendig geweſen, muß erſt durch den andern und ſeine eigne Kraft wieder in das Leben gerufen werden: die letztere Forderung macht mit Recht der gelehrte Schriftſteller an ſeinen Leſer; der akademiſche Lehrer aber, der in dieſem Geſchäfte nicht Schriftſteller iſt, würde ſie mit Unrecht machen.

Dieſem Berufe giebt nun der würdige, und gewiſſenhafte Mann, ſo gewiß er ihn übernahm, und ſo lange er ihn beibehält, ſich ganz hin, nichts anderes wollend, denkend, und begehrend, als gerade das zu ſeyn, was er ſeiner Ueberzeugung nach ſeyn ſoll; und zeiget dadurch öffentlich ſeinen Reſpekt für die Wiſſenſchaft.

Für die Wissenschaft, als solche, sage ich, und weil sie Wissenschaft ist, für die Wissenschaft überhaupt, als die Eine und dieselbige göttliche Idee, in allen den verschiedenen Zweigen und Gestalten, in denen sie heraustritt. Es ist wohl möglich, daß einen Gelehrten, der ausschließend einem gewissen Fache sein Leben gewidmet hat, eine Vorliebe für sein Fach, und eine Ueberschätzung desselben andern Fächern gegenüber befalle; entweder weil er sich nun einmal daran gewöhnt hat, oder auch, weil er durch das vornehmere Fach selbst vornehmer geworden zu seyn glaubt. Wende ein solcher noch so viel Kraft auf die Bearbeitung dieses Fachs, er wird dem Unbefangenen nie den Anblick eines solchen geben, der die Wissenschaft als solche verehrt, und wird den scharfen Beobachter dessen nie überreden, wenn er mindere Achtung anderer, der Wissenschaft eben sowohl angehörigen Fächer, blicken läßt. Es wird dadurch nur klar, daß er die Wissenschaft nie als Eins begriffen, daß er sein Fach nicht aus diesem

Einen heraus begriffen, daß er sonach selbst dieses sein Fach keineswegs als Wissenschaft, sondern nur als sein Handwerk liebe, welche Liebe zum Handwerke denn auch anderwärts gar löblich seyn mag, in der Wissenschaft aber von der Benennung eines Gelehrten ganz und gar ausschließt. Wer, sey es auch in einem beschränkten Fache, wirklich der Wissenschaft theilhaftig geworden, und sein Fach von ihr aus erhalten, der mag vielleicht sehr vieles aus andern Wissenschaften nicht einmal historisch wissen, aber ein allgemeines Verständniß von dem Wesen jedes Zweiges hat er, und eine stets sich gleich bleibende Achtung aller Theile der Wissenschaft wird er immer zeigen.

Nur durch diese Liebe seines Berufs und der Wissenschaft sey er getrieben, und zeige er sich getrieben; nicht durch irgend etwas anderes, nicht achtend seiner Person, oder anderer Personen Interesse. Schweige ich auch hier, so wie anderwärts, von dem ganz gemeinen, das in den Umkreis, der heiliges berührt hat, nie

eintreten möge: ſetze ich z. B. gar nicht als möglich voraus, daß ein Prieſter der Wiſſenſchaft, der neue Prieſter ihr zu weihen gedenkt, vermeide, dasjenige zu ſagen, was jene nicht gern hören, deswegen weil ſie es nicht gern hören, auf daß dieſelben ja fortfahren, Ihn gern zu hören. Nur eine nicht ganz in dieſem Grade unedle, und gemeine Verirrung verſtattet es vielleicht, daß ihrer gedacht, und das Gegentheil von ihr aufgeſtellt werde. In jedem Worte, das der akademiſche Lehrer in ſeinem Berufe ausſpricht, ſpreche die Wiſſenſchaft, ſpreche ſeine Begierde, dieſe zu verbreiten, ſpreche die innigſte Liebe zu ſeinen Zuhörern, — nicht als zu ſeinen Zuhörern, ſondern als zu künftigen Dienern der Wiſſenſchaft. Sie, die Wiſſenſchaft, ſie, dieſe lebendige Begierde, die Wiſſenſchaft deutlich zu machen, rede, nicht aber rede der Lehrer. Ein Streben zu reden, damit geredet ſey, und ſchön zu reden, damit ſchön geredet ſey, und die andern es wiſſen; — die Sucht, Worte zu machen, und

ſchöne

ſchöne Worte, wo doch die Sache ſchweigt, iſt keines Menſchen Würde angemeſſen, am wenigſten aber der eines akademiſchen Lehrers, welcher zugleich die Würde der Wiſſenſchaft für künftige Generationen repräſentirt.

Dieſer Liebe ſeines Berufs und der Wiſſenſchaft gebe er ſich ganz hin. Das Weſen ſeines Geſchäfts beſteht darin, daß die Wiſſenſchaft, und beſonders diejenige Seite, von welcher er dieſelbe ergriffen, immer fort und fort neu und friſch in ihm aufblühe. In dieſem Zuſtande der friſchen geiſtigen Jugend erhalte er ſich; keine Geſtalt erſtarre in ihm und verſteine: jeder Sonnenaufgang bringe ihm neue Luſt und Liebe zu ſeinem Geſchäfte, und mit ihr neue Anſichten. Die göttliche Idee an und für ſich iſt geſchloſſen, auch iſt ſie in jeglichem ihrer einzelnen Theile geſchloſſen. Die beſtimmte Form ihres Ausdruckes für ein beſtimmtes Zeitalter kann gleichfalls geſchloſſen ſeyn; aber das lebendige Regen in ihrer Mittheilung iſt unendlich, ſo wie die

Forterschaffung des menschlichen Geschlechts unendlich ist. Bleibe keiner in diesem Kreise, in welchem die Form dieser Mittheilung, und sey es die vollkommenste dieses Zeitalters, anfängt zu erstarren; keiner, dem nicht fort die Quelle der Jugend fließet. Dieser Quelle gebe er sich treulich hin, so lange sie ihn fortträgt; läßt sie ihn fahren, so bescheide er sich, in diesen Wechsel des werdenden Lebens nicht mehr zu gehören, und scheide das Todte von dem Lebendigen.

Es lag in meinem Ihnen vorgezeichneten Plane, m. H., auch diesen Gegenstand, über die Würde des akademischen Lehrers, abzuhandeln. Ich hoffe dies mit derselben Schärfe gethan zu haben, mit der ich von den übrigen unsrer Betrachtung allhier anheim fallenden Gegenständen geredet habe; ohne bei dem letzten durch die Betrachtung mich mildern zu lassen, daß ich selber den Beruf verwalte, von welchem ich redete, und daß ich ihn verwaltete in derselben Stunde, da ich

davon redete. Durch welches Bewußtſeyn mir dieſe Feſtigkeit gegeben wurde, mögen Sie zu einer andern Zeit unterſuchen; jetzt reicht es für Sie hin, lebendig einzuſehen, daß die Wahrheit, in jeder Anwendung, welche man von ihr macht, wahr bleibe.

Zehnte Vorlesung.

Vom Schriftsteller.

Um die Ihnen gelieferte Uebersicht des gesammten Gelehrten-Berufs zu vollenden und abzuschließen, habe ich heute nur noch vom Berufe des Schriftstellers zu reden.

Ich habe bisher über die besondern Gegenstände meiner Untersuchung rein und klar die Idee ausgesprochen, ohne Seitenblicke auf die wirkliche Beschaffenheit der Dinge im Zeitalter zu werfen. Mit dem heute abzuhandelnden Gegenstande auf dieselbe Weise zu verfahren, ist beinahe unmöglich. Der Begriff des Schriftstellers ist in unserm Zeitalter so gut als unbekannt; und etwas höchst unwürdiges usurpirt seinen Namen. Hier ist der eigent-

liche Schaden des Zeitalters, und der wahre Sitz aller seiner übrigen wissenschaftlichen Uebel. Hier ist das Unrühmliche rühmlich geworden, und wird aufgemuntert, geehrt, und belohnt.

Es ist nach der fast allgemein verbreiteten Meinung ein Verdienst und eine Ehre, daß jemand etwas habe drucken lassen, lediglich darum, weil er hat drucken lassen, und ohne alle Rücksicht darauf, was das ist, was er hat drucken lassen, und wie dasselbe ausgefallen. Anspruch aber auf den höchsten Rang in der gelehrten Republik machen diejenigen, welche wiederum drucken lassen, daß und was andere haben drucken lassen, oder wie man es nennt, welche die Schriften Anderer recensiren. — Es läßt sich kaum erklären, wie eine so ungeräumte Meinung habe entstehen und Wurzel fassen können, wenn man die Sache nach ihrem wahren Wesen betrachtet.

Hiermit verhält es sich nun so: an die Stelle anderer aus der Mode gekommenen Zeitvertreibe trat in der letzten Hälfte des vo-

rigen Jahrhunderts das Lesen. Dieser neue Luxus fordert von Zeit zu Zeit neue Modewaaren; denn es ist ja unmöglich, daß einer wiederum lese, was er schon einmal gelesen hat, oder auch dasjenige, was unsere Vorgänger vor uns gelesen haben; — so wie es unanständig ist, in demselben Kleide zu wiederholten Malen in große Gesellschaft zu kommen, oder sich nach der Sitte der Großältern zu kleiden. — Das neue Bedürfniß erzeugte ein neues Gewerbe, durch Lieferung der Waare sich zu nähren und zu bereichern strebend; den Buchhandel. Der glückliche Erfolg, den die ersten Unternehmer bei diesem Gewerbe fanden, feuerte wieder andere an; und so ist es denn in unsern Tagen dahin gekommen, daß der ganze Nahrungszweig sehr übersetzt ist, und viel zu viel Waare nach dem Verhältniß der Abnehmer geliefert wird. Der Bücherverleger bestellt, so wie der Verleger jeder andern Waare, seine Waare beim Fabrikanten; lediglich darum, damit er Waare

auf die Messe bringen könne; er erhandelt auch wohl zuweilen unbestelltes, und blos auf Spekulation verfertigtes Gut: und der Schriftsteller, der da schreibt, damit geschrieben sey, ist dieser Fabrikant. — Es ist gar nicht zu begreifen, warum der Bücherfabrikant vornehmer sein solle, als jeder andere Fabrikant; vielmehr dürfte sich finden, daß er, da der Luxus, den er befördert, fast schädlicher ist, als jeder andere Luxus, weit geringer sei, als jeder andere Fabrikant. Daß er einen Verleger findet, mag ihm wohl nützlich und vortheilhaft seyn; wie es ihm aber zugleich eine Ehre sein könne, läßt sich nicht einsehen. Auf das Urtheil des Druckers, welches ja lediglich ein Urtheil über die Verkäuflichkeit oder Nichtverkäuflichkeit der Waare zu sein vermag, wird ohne Zweifel kein Werth gesetzt werden sollen.

In diesem Andrange des litterarischen Gewerbes hatte jemand den glücklichen Gedanken, aus allen Büchern die da gedruckt werden, ein einziges fortgehendes Buch zu ma-

chen, um die Leſer dieſes Buches des Leſens der übrigen zu überheben. Es war ein Glück, daß der letzte Zweck nicht überall erreicht wurde, und nicht alle darauf fielen, bloß dieſes Buch zu leſen: indem in dieſem Falle keine andere weiter abgeſetzt, mithin auch nicht mehr gedruckt worden wären; ſomit auch dieſes Buch, das für die Möglichkeit ſeiner eigenen Exiſtenz immer andere Bücher vorausſetzt, gleichfalls hätte ungedruckt bleiben müſſen.

Ein Unternehmer eines ſolchen Werks, das man gewöhnlich gelehrte Bibliothek, gelehrte Zeitung u. dgl. nennt, hatte noch den Vortheil, durch die milden Beiſteuern vieler Einzelnen, die in der Regel ſich nicht nennen, ſein Buch erwachſen zu ſehen, und durch fremde Arbeiten ſich Gewinn und Ehre zu verdienen. Damit die Dürftigkeit des Einfalles nicht ſo leicht in die Augen ſpringe, gebrauchte man den Vorwand: man wolle die ausgezogenen Autoren zugleich beurtheilen — ein ſeichter Vorwand für den, der gründlich denkt,

und tiefer ſteht. Entweder nemlich iſt das Buch, — was dermalen die meiſten Bücher ſind, — ein ſchlechtes Buch, gedruckt lediglich, damit ein Buch mehr in der Welt ſey: ſo hätte es gar nicht geſchrieben werden ſollen, es iſt eine Nullität, und deswegen iſt auch die Beurtheilung deſſelben eine Nullität: oder das Buch iſt ein Werk, wie wir tiefer unten ein wahres ſchriftſtelleriſches Werk beſchreiben werden, iſt es das Reſultat eines ganzen kräftigen, der Kunſt oder der Wiſſenſchaft, gewidmeten Lebens, und es dürfte leicht ein anderes ganzes eben ſo kräftiges Leben auf die Beurtheilung deſſelben verwendet werden müſſen. Ein viertel oder ein halbes Jahr nach ſeiner Erſcheinung, auf ein paar Blättern, iſt ein Endurtheil darüber nicht wohl möglich. — Wie könnte es eine Ehre ſein, zu dergleichen Collecten beizuſteuern, da gerade der gute Kopf mehr geneigt iſt, ein zuſammenhängendes Werk nach einem ſelbſt geſchaffenen, ausgedehnterem Plane zu arbeiten, als durch jede neue Zeiter-

scheinung sich unterbrechen zu lassen, so lange bis eine abermalige neue Erscheinung diese Unterbrechung wieder unterbricht. Jene Geneigtheit, nur stets darauf zu merken, was andere denken, und an diese Gedanken, so Gott will, einen eigenen Versuch zum Denken anzuknüpfen, ist ein entschiedenes Zeichen der Unreife, und eines unselbstständigen und abhängigen Talen[illegible] Oder soll die Ehre darin liegen, daß die Unternehmer solcher Werke uns des Richteramts fähig achten, und uns dasselbe übertragen? In der Regel geht ihr Urtheil auch nicht weiter, als das Urtheil eines gewöhnlichen ungelehrten Drukers, — auf die Verkäuflichkeit oder Nichtverkäuflichkeit der Waare, und auf das äußere Ansehen, welches dadurch ihrem Recensions-Institute zuwächst.

Es ist mir nicht unbekannt, daß ich an dem gesagten etwas sehr Paradoxes gesagt habe. Wir alle, die wir uns auf irgend eine Weise mit der Wissenschaft, die man in diesem Zusammenhange Litteratur nennen kann,

beſchäftigen, wachſen auf in dem Gedanken, daß die Betriebſamkeit mit derſelben ein Glück ſey, ein Vortheil, eine ehrenvolle Auszeichnung unſers gebildeten und philoſophiſchen Zeitalters, und die wenigſten haben Kraft, das Vorurtheil zu durchdringen, und in ſein Nichts aufzulöſen. Das einzige ſcheinbare, was zur Vertheidigung jener Betriebſamkeit angeführt werden könnte, iſt meines Erachtens folgendes: Es werde doch dadurch ein großes Publikum rege, aufmerkſam und gleichſam bei einander gehalten, damit dieſes Publikum, — falls einmal etwas Rechtes an daſſelbe gebracht werden ſolle, ſchon vorhanden ſei, und nicht erſt geſammelt werden müſſe. Ich aber antworte: zuvörderſt ſcheint das Mittel für den beabſichtigten Zweck viel zu ausgedehnt, und es iſt ein großes Opfer, das mehrere Generationen mit Nichts beſchäftiget werden ſollen, damit einſt eine künftige ſich mit Etwas beſchäftigen könne; ſodann aber iſt es gar nicht wahr, daß ein Publikum durch jene verkehrte

Betriebsamkeit, — nur rege erhalten werde, es wird durch dieselbe zugleich verkehrt, verbildet und für das Rechte verdorben. — Es ist in unserm Zeitalter manches Vortreffliche erschienen, ich will hier nur die Kantische Philosophie nennen; — aber gerade jene Betriebsamkeit des litterarischen Marktes hat es ertödtet, verkehrt und herabgewürdiget, so daß der Geist davon verflogen ist, und statt seiner nur noch ein Gespenst herum geht, dessen niemand achtet.

Wie das Schreiben um des Schreibens willen zu ehren vermöge, predigt die Gelehrten-Geschichte unserer Tage jedem, der gründlich denkt. Wenige Schriftsteller ausgenommen haben die übrigen durch ihre Schriftstellerei sich ein schlimmeres Zeugniß gegeben, als irgend ein anderer ihnen hätte geben können, und kein nur mittelmäßig wohldenkender würde geneigt seyn, studirte Männer sich so seicht, verkehrt und geistlos zu denken, als die Mehrzahl in ihren eigenen Schriften sich zeigt. Das

einzige Mittel, noch einige Achtung für sein Zeitalter, und einiges Bestreben, auf dasselbe zu wirken, beizubehalten, ist dieses: anzunehmen, daß diejenigen, welche ihre Meinung laut vernehmen lassen, die schlechteren sind, und daß es blos unter denjenigen, die da schweigen, einige gebe, die der Belehrung über das Bessere, und Vollkommnere fähig seyen.

Dieses schriftstellerische Gewerbe des Zeitalters also ist es nicht, von welchem ich rede, wenn ich vom schriftstellerischen Berufe spreche, sondern etwas ganz anderes.

Den Begriff des Schriftstellers habe ich schon oben durch Unterscheidung desselben von dem mündlichen Lehrer des angehenden Gelehrten angegeben. Beide haben die Idee auszudrücken und mitzutheilen in der Sprache; der letztere für bestimmte Individuen, nach deren Empfänglichkeit er sich zu richten hat, der erstere ohne alle Rücksicht auf irgend ein Individuum, in der vollendetsten Gestalt, welche sie in diesem Zeitalter annehmen kann.

Die Idee soll der Schriftsteller darstellen; er muß daher der Idee theilhaftig seyn. Alle schriftstellerische Werke sind entweder Werke der Kunst, oder der Wissenschaft. Was ein Werk der erstern Art anbetrift, so versteht es sich von selbst, daß, da es unmittelbar keinen Begriff ausdrückt, und den Leser von nichts belehrt, es nur die Idee ausdrücken könne, und unmittelbar anregen müsse in demselben, widrigenfalls es nur ein leeres Spiel mit Worten seyn, und gar keinen Inhalt haben würde. Was ferner wissenschaftliche Werke betrift, so muß der Verfasser eines solchen Werks die Wissenschaft nicht blos historisch aufgefaßt, und von andern sie überliefert erhalten haben, sondern er muß sie durch sich selbst von irgend einer Seite idealisch durchdrungen, sie selbstschöpferisch, und auf eine neue, vorher schlechthin nicht da gewesene Weise aus sich hervorgebracht haben. Ist er lediglich ein Glied in der Kette der historischen Tradition, und vermag er nichts mehr, als die Gelahrtheit bloß

wieder zu geben, wie er ſie erhalten hat, und wie ſie in irgend einem Werke, aus dem er ſie geſchöpft hat, ſchon niedergelegt iſt, ſo laſſe er doch ruhig andere aus derſelben Quelle ſchöpfen, aus welcher auch er geſchöpft hat. Wozu bedarf es denn hier ſeiner Vermittelung und Einmiſchung? Das, was ſchon einmahl gethan iſt, noch einmahl thun, heißt nichts thun, und dieſen Müßiggang erlaubt ſich kein Mann, der auch nur die allen anzumuthende Rechtlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit beſitzt. Sollte er denn, in der Zeit, da er thut, was er zu thun nicht vermag, nicht etwas zu thun finden, das ſeinen Kräften angemeſſen iſt. Es kommt gar nicht darauf an, ein anderes und neues Werk in einer Wiſſenſchaft zu ſchreiben, ſondern ein beſſeres, als irgend Eins der bisher vorhandenen Werke. Wer das letztere nicht kann, der ſoll überhaupt nicht ſchreiben; und es iſt Sünde, und Mangel an Rechtſchaffenheit, wenn er es dennoch thut, — die ſich höchſtens mit ſeiner Gedankenloſigkeit und dem

vollkommenen Mangel an einem Begriffe von der Sache, die er treibt, entschuldigen läßt.

Er soll die Idee ausdrücken in der Sprache; auf eine allgemein gültige Weise, in einer vollendeten Form. Die Idee muß in ihm so klar, lebendig und selbstständig geworden seyn, daß sie selbst ihm sich ausspricht in der Sprache; und, dieselbe in ihrem innersten Prinzip durchdringend, durch ihre eigene Kraft aus ihr einen Körper sich aufbaut. Die Idee muß selber reden, nicht der Schriftsteller. Alle Willkühr des letztern, seine ganze Individualität, seine ihm eigene Art und Kunst muß erstorben seyn in seinem Vortrage, damit allein die Art und Kunst seiner Idee lebe, das höchste Leben, welches sie in dieser Sprache und in diesem Zeitalter gewinnen kann. So wie er frei ist von der Verpflichtung des mündlichen Lehres, sich der Empfänglichkeit anderer zu fügen, so hat er auch nicht dessen Entschuldigung vor sich. Er hat keinen gesetzten Leser im Auge, sondern er construirt seinen Leser,

und

und giebt ihm das Geſetz, wie er ſeyn müſſe. — Es mag Gedrucktes geben, das ein beſtimmtes Zeitalter, und ein beſtimmtes Publikum im Auge behält; wir werden tiefer unten ſehen, durch welche Umſtände dergleichen Schriften nothwendig werden können: doch ſind dies nicht die eigentlichen ſchriftſtelleriſchen Werke, von denen wir hier ſprechen, ſondern es ſind gedruckte Reden, die da gedruckt wurden, weil die Verſammlung, an die man ſie halten wollte, nicht zuſammen gebracht werden konnte.

Daß auf dieſe Weiſe in ſeiner Perſon die Idee der Sprache mächtig werde, dazu wird erfordert, daß er ſelbſt zuerſt die Sprache in ſeine Gewalt gebracht habe. — Die Idee greift nicht unmittelbar ein in die Sprache, ſondern ſie greift nur vermittelſt Seiner, als des Beſitzers der Sprache, ein in die Sprache. Jene dem Schriftſteller unentbehrliche Herrſchaft über die Sprache, erfordert lange und anhaltende Vorübungen, die da Studien ſind auf künftige Werke, keinesweges aber ſelbſt

Werke, und die der gewissenhafte Gelehrte zwar schreibt, keinesweges aber sie drucken läßt. — Es erfordert lange, und anhaltende Vorübungen, sagte ich, doch befördern hier zum Glück die beiden Erfordernisse einander gegenseitig: wie die Idee lebendiger wird, so bildet sich die Sprache, und wie die Gewandheit im Ausdrucke wächst, so vermag die Idee in einer größern Klarheit hervor zu quellen. —

Dieses sind die ersten und nothwendigsten Bedingungen aller wahren Schriftstellerei. Die Idee selbst nun — auszudrücken auf die beschriebene Weise seine Idee in der Sprache, ist es, welche lebet, und allein lebet in jedem, dem die Ahndung aufgegangen, daß er wohl einst ein schriftstellerisches Werk liefern könne; sie ist es, welche ihn treibt, bei seinen Vorbereitungen und Studien auf dieses Werk, so wie bei der einstigen Vollziehung seines Vorsatzes.

Begeistert wird er durch diese Idee, zu einer würdigen und heiligen Ansicht des schriftstellerischen Berufes. Das Werk des mündli-

chen Gelehrten-Lehrers ist unmittelbar und an sich selber doch immer nur ein Werk an die Zeit und für die Zeit, berechnet auf die Stuffe der Bildung derer, die sich ihm anvertrauten. Nur inwieferne er voraussetzen darf, daß unter ihm sich wieder würdige Lehrer für die Zukunft bilden, die einst wiederum andere bilden werden, und so ins Unendliche fort, kann er sich denken, als wirkend für die Ewigkeit. Das Werk des Schriftstellers aber ist in sich selber ein Werk für die Ewigkeit. Mögen künftige Zeitalter einen höhern Schwung nehmen in der Wissenschaft, die er in seinem Werke niedergelegt hat; er hat nicht nur die Wissenschaft, er hat den ganz bestimmten und vollendeten Charakter eines Zeitalters, in Beziehung auf diese Wissenschaft in seinem Werke niedergelegt, und dieser behält sein Interesse, so lange es Menschen auf der Welt geben wird. Unabhängig von der Wandelbarkeit spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu belehen

vermögen, und begeistert, erhebt, und veredelt bis an das Ende der Tage.

Diese Idee, in dieser ihm bekannten Heiligkeit treibt ihn, und sie allein treibt ihn. Er glaubt nicht, daß ihm Etwas gelungen sei, bis ihm Alles gelungen ist, und bis sein Werk dasteht in der angestrebten Reinheit und Vollendung. Ohne alle Liebe für seine Individualität, treu hingegeben an diese Idee, die fortdauernd ihn erleuchtet, erkennt er mit sicherm Blicke alle Reste seiner alten Natur in dem Ausdrucke der Idee für das was sie sind, und streitet unabläßig mit sich selbst, sich von denselben frei zu machen. So lange er dieser absoluten Freiheit und Reinheit sich nicht bewußt ist, hat er nicht vollendet, sondern arbeitet fort. — Wohl kann es in einem Zeitalter, wie das eben beschriebene, in welchem die Notiz von Wissenschaft sich sehr ausgebreitet hat, und auch an solche gekommen ist, die zu jedem andern Geschäfte besser taugen, sich zutragen, daß er genöthigt

werde, vorläufige Rechenschaft von seinen Bestrebungen abzulegen; auch können andere Berufsweisen, z. B. die des mündlichen Gelehrten-Lehrers, ihn dazu veranlassen: aber nie wird er diese abgedrungenen Schriften für etwas Anderes geben, als für das, was sie sind, für vorläufige Rechenschaft, berechnet auf ein gewisses Zeitalter und auf einen gewissen Zeitumstand; keinesweges aber wird er sie für ein auf die Ewigkeit vollendetes Werk halten.

Diese Idee allein treibt ihn, nichts Anderes: alle Rükſicht auf Personen ist ihm verschwunden. — Ich rede nicht davon, daß er sich selber in seinem Zwecke rein vergessen hat: dies ist zur Gnüge auseinander gesetzt. Auch die Persönlichkeit Anderer gilt ihm der Wahrheit und der Idee gegenüber nicht mehr, als seine Eigene. Ich will nicht erwähnen, daß er andere Schriftsteller und Gelehrte nicht in ihren bürgerlichen oder persönlichen Verhältnissen angreife. Dies ist durchaus un-

ter der Würde deſſen, der es nur mit Sachen zu thun hat, ſo wie es unter der Würde dieſer Betrachtungen iſt, davon Erwähnung zu thun. Dies aber will ich anmerken, daß er ſich keinesweges durch die Schonung für eine Perſon abhalten laßt, den Irrthum zu widerlegen, und die Wahrheit an ſeine Stelle zu ſetzen. Die Vorausſetzung von irgend einem andern: er könne dadurch beleidigt werden, daß man einen Irthum rüge, der ihm begegnet, oder eine Wahrheit aufſtelle, die ihm entgangen, wäre wohl ſelbſt die größte Beleidigung, die einem nur halb vernünftigem Manne zugefügt werden könnte. In dieſer ſtrengen und unverholenen Aufſtellung der Wahrheit, wie er ſie erkannt, ohne alle Rükſicht auf Perſonen, läßt er ſich durch nichts irre machen; auch nicht durch die vornehm vorgegebene Verachtung der ſogenannten feinen Welt, welche ſchriftſtelleriſche Verhältniſſe nur durch die Vergleichung mit ihren geſellſchaftlichen Zirkeln zu begreifen vermag, und dem